

NINA HEICK
REISE OHNE ZIEL

Wo bin ich? Wo will ich hin?

Roman



Nina Heick
REISE OHNE ZIEL

Wo bin ich? Wo will ich hin?

Roman

Zu diesem Buch

Bei diesem Buch handelt es sich um die Fortsetzung des Romans „ZWEI HERZEN *Wer bin ich? Wer will ich sein?*“. Für diejenigen, die mein erstes Werk noch nicht kennen, möchte ich kurz den Inhalt wiedergeben: Mit vierundzwanzig begann die Protagonistin Victoria, auch Vici genannt, kontinuierlich ihre Gedanken, Gefühle und Alltagserlebnisse aufzuschreiben.

Auf der Suche nach sich selbst ging Vici zu den Anfängen zurück. Zu ihrer Mutter Christina, die sie im Alter von eineinhalb Jahren verlassen hatte. Zu ihrem liebevollen, aber alkoholkranken Vater Lenn, der sie verwahrlosen ließ, weshalb sie mit fünf in ein Kinderheim kam. Und zu ihren Adoptiveltern: der zärtlichen Susi, der sie vom ersten Moment an vertraute, und dem eher kühlen, rationalen Klaas. Unter dem Gefühl leidend, sich für dessen Zuneigung verbiegen zu müssen, rebellierte sie nach außen hin, was sie allerdings gegen sich selbst zerstörerisch werden ließ. Als Erwachsene sagte sie den Depressionen, Essstörungen und Selbstverletzungen dann den Kampf an – zunächst mit ihrem Freund Sven an der Seite.

Doch je mehr sie an Stärke, Orientierung und Lebensmut gewann, desto eifersüchtiger und kontrollierender wurde ihr Partner. Gefangen in der Angst, ihn zu verlieren, schlitterte Vici in Abhängigkeit zu ihm und bemerkte erst zu spät, dass sie Herz und Freiheit bereits verloren hatte.

Nach aufreibendem Hin und Her trennte sie sich von Sven, holte das Fachabitur nach und erhielt einen Studienplatz an der Hochschule für Soziale Arbeit.

In „REISE OHNE ZIEL *Wo bin ich? Wo will ich hin?*“ ist Vici inzwischen achtundzwanzig und nicht weit vom Ende des zweiten Semesters entfernt. Sie absolviert ein Praktikum in einer Tagesaufenthaltsstätte für Wohnungslose und wird, obwohl es ihr dort gefällt, wieder von ihren psychischen Krankheiten, Triggern und unermesslichen Sorgen eingeholt – begünstigt durch die vielen Phasen des Leerlaufs und der Langeweile. Die Ursachen für ihre Labilität, wegen der sie erneut eine Therapie hat anfangen müssen, sind aber noch ganz andere. Zum Beispiel die Erinnerungen an den Tod ihres Halbbruders Lukas und vor allem das Mobbing an der Uni, das ihre restliche Studienzeit mit einem Schlag kolossal verändern wird.

Weil es ihr in der Obdachloseneinrichtung an Struktur und Varianz fehlt, wechselt Vici in die Arbeit mit drogengebrauchenden Prostituierten. Parallel dazu beendet sie die Partnerschaft mit Paschi, dessen Machogehabe ihr mächtig auf die Nerven geht.

Immer in der Sehnsucht nach Stabilität und Geborgenheit beginnt sie innerhalb der nächsten drei Jahre neue Beziehungen, die jedoch alle kompliziert sind und in denen sie alten Mustern verfällt, die sie an die Wunden ihrer Vergangenheit erinnern. Das Gefühl des Nie-satt-Seins bleibt. Zwischen Annahme und Abwehr ringt Vici um ihre Selbstbehauptung und erlernt zunehmend Abgrenzungs- und Bewältigungsstrategien.

Nach einer Vielzahl von Enttäuschungen entscheidet sie sich zeitweilig für das für sie schwer erträgliche Alleinsein und schafft den Start ins holprige Berufsleben.

Schließlich beweist Vici in der Ambulanten Sozialpsychiatrie Engagement und Ausdauer. Dort lernt sie den euphorischen, zugleich unnahbaren Liam kennen, der wie sie zwar alles andere als einfach ist, letzten Endes aber gewillt zu sein scheint, mit ihr gemeinsam aus selbstschädigenden Verhaltenssystemen auszuweichen.

Victorias Geschichte spielt heute, im Zeitalter der Digitalisierung. Sie zeigt, wie eine zerrüttete Kindheit das Leben langfristig prägt, wie familiäre Haltlosigkeit und fehlende Sicherheit die eigene Existenz, das Selbstwertgefühl und Führen von Beziehungen beeinflussen.

In ihren tagebuchähnlichen Aufzeichnungen setzt Vici sich mit psychologischer Selbstanalyse auseinander. Sie beschreibt und reflektiert ihr Verhalten – mal leidenschaftlich, verletzt, verliebt, wütend oder poetisch; mal sachlich distanziert, fast kalt, wobei ihre Stimmung von einem zum nächsten Augenblick ins Gegenteil umschlagen kann. Auf diese Weise werden tiefe Einblicke in Vicis sehr sensibles Wesen gewährt – bedrückend, erschreckend, schonungslos ehrlich. Aber auch kritisch, sarkastisch und schlagfertig. Daher bietet die Art, wie sie erzählt, viel Raum für die Sprache des Herzens.

Es braucht Mut und Bereitschaft, sich auf Vici einzulassen und in ihre Welt einzutauchen.

Mit meinen Romanen möchte ich meinen Lesern und Leserinnen insbesondere die Erkrankungen „Depression“ und „Bulimie“ sowie ein paar wenige Symptome der „emotional instabilen Persönlichkeitsstörung“ näherbringen. Diese können sich je nach Typus (Impulsiv oder Borderline) unter anderem in Wutausbrüchen, Risikoverhalten, negativem Selbstbild, idealisierten, zumeist intensiven, oft jedoch unbeständigen und/oder abgewerteten Bindungen ausdrücken.

Außerdem möchte ich Menschen mit diesen Diagnosen ermutigen, der eigenen Wahrheit zu begegnen und Illusionen, die der Verdrängung dienen, aufzudecken. In meinen Werken gibt es keinen roten Faden im klassischen Sinne oder ein Happy End à la Hollywood. Mir ist wichtig zu veranschaulichen, dass es die *kleinen* Fortschritte und Erkenntnisse sind, die uns eines Tages hoffentlich bei uns selbst ankommen und uns sagen lassen: Ja, ich habe gelebt und es war gut, wie es war.

Widmung

Dieses Buch widme ich meinem inneren Kind.
Und all jenen, die ich liebte und immer noch liebe.

Besten Dank an Andree, dessen literarische
Fähigkeiten zu kleinen Teilen in meinen Schriften
einfließen dürfen. Danke auch an meine Lektorin
sowie Susann B., die mein halbes Leben begleitet.

*Das Leben jedes Menschen ist ein Weg zu sich selber hin,
der Versuch eines Weges, die Andeutung eines Pfades.
Kein Mensch ist jemals ganz und gar er selbst gewesen;
jeder strebt dennoch, es zu werden ...*
(Hermann Hesse, „Demian“)

PROLOG

Losgelöst

*Wehmütig stehe ich hier und schau' in die Schlucht,
Spring ich, spring ich nicht? Du sagst, es sei Flucht.*

*Aber was ist Flucht für dich? Ein Ausweg, wenn man nicht weiß wohin,
Hab mich gesucht und dich gefunden – weiß nicht, wer ich bin.*

*Probiert anzukommen, verlaufen, verirrt – wo ist mein Ziel?
Hoffnung und Zuversicht, als ich mich hingab, dir verfiel.*

*Du nahmst meine Hand und führtest mich – ich folgte deinen Schritten,
Glücklich, unbeschwert tanzte ich mit und hab letztlich doch gelitten.*

*Zu gefährlich nah erschien mir deine Wärme auf der Haut,
Wurdest mir fremd, schienst plötzlich fern, zugleich vertraut.*

*In meinen Gedanken betrachte ich dein unsicheres Gesicht,
Das verzerrte, flehende Lächeln, das Angst verspricht.*

*Deine Intuition sagt, sobald ich falle, kehr ich nicht zurück,
Innere Leere, Handeln nach Gefühl – wir haben kein Glück.*

*Zwei sich einst Liebende, deren Wege sich nur kreuzen konnten,
Trotz gleicher Wünsche, sich in gemeinsamer Zukunft zu sonnen.*

*Für mich und uns ist's das Richtige; für dich ist's falsch und intrigant,
Dabei versuchte ich dich zu schützen, hab Zweifel beim Namen genannt.*

*Eines Tages wirst du verstehen, dass es mir die Freiheit raubte,
Ich wollte kämpfen, da ich an dich und unsere Liebe glaubte,*

*Aber konnte nicht weiterlaufen, weil die Luft zum Atmen fehlte,
Für mich in diesem Augenblick nichts als Unabhängigkeit zählte.*

*Meine Füße schafften nicht, uns beide zu tragen,
Mir wurde kalt, obwohl wir beieinanderlagen.*

*Du hast mich gewärmt, deinen Körper fest an meinen gedrückt,
Was ich zuvor mochte, wurde zur Qual – ist das nicht verrückt?*

*Zurückgewiesen – mich selbst nicht verstanden, Tränen geweint,
Jeden deiner Versuche nach Nähe und Zuwendung verneint.*

*Nun stehst du mir gegenüber – wütend, hassend, verachtend,
Über jede Entschuldigung und Erklärung verbittert lachend.*

*Nein, ich kann dir nicht sagen, was in mir vorgeht, weiß es nicht.
Aber sicher ist: Am Ende des Tunnels findet sich ein Licht.*

*Dieses Licht, das wünsch ich mir für dich aus tiefstem Herzen,
Das Letzte, was ich vermochte – deine Seele schmerzen.*

*Finde den Menschen, der deinen Kopf auf seine Brust legt,
Dich in seine Welt führt und dir zeigt, was ihn bewegt.*

*Für mich ist's der Weg zu mir selbst – erst frei und dann gebunden,
Den Sinn, eine einzigartige Liebe zu finden, hab ich nicht gefunden.*

*Lauf du – unbeirrt und selbstsicher, immer mit dem Blick nach vorn,
Gib dich nicht auf, für nichts und niemanden, sonst bist du verlor'n.*

*Vertraue dem Schicksal, die Zeit wird's entscheiden,
Für dich und mich – hoffentlich eine Liebe ohne Leiden.*

Aus Sicht der Selbstbeobachterin

Damals

Ich betrachte diese schlanke, fast *zu* schlanke, zwanzigjährige Frau. Wir stehen erst seit kurzer Zeit in engerem Kontakt zueinander, aber sie ist mir bereits seit Langem bekannt. Ich kann nicht behaupten, sie gut zu kennen. Ich weiß viel über sie, ihre Erfahrungen, ihr Leben ... Jedoch weiß ich nicht, wer sie *wirklich* ist. Sie wirkt geheimnisvoll, distanziert. Es fasziniert mich, dass sie so offen über sich selbst sprechen kann, gleichzeitig undurchschaubar zu sein scheint. Sie teilt ihre Gedanken mit. Emotionslos – als spreche sie über eine andere, nicht die eigene Person. Als lebe sie in einer fremden Welt, in *ihrer* Welt, in die niemand eindringen darf. Wie hinter einer verschlossenen Tür, die sich nicht öffnen lässt, weil der Schlüssel fehlt. Verschollen – für niemanden erreichbar. Ich beobachte diese Frau sehr häufig und frage mich, wer oder was sie so gekränkt hat, dass sie ihre Gefühle verbergen muss. Wo ist die Traurigkeit in ihrem Blick? Wo finde ich diese eine Träne, auf die ich warte, wenn schon *ich* bei ihren Erzählungen den Tränen nahe bin? Und was sind das für rote, vernarbte Striemen auf ihren Unterarmen?

Sie ist beliebt. Hat einen großen Freundeskreis. Wird begehrt – von Männern und von Frauen. Auf Partys steht sie oft im Mittelpunkt – ohne es zu beabsichtigen. Sie ruht in sich – die Augen geschlossen, ihre herausstechenden Hüften im Einklang mit der Musik. Wenn sie dann die geschwollenen Lider öffnet, ist's, als erwache sie aus einem Traum und lande zurück in der Realität. Enttäuschung. Genervt von den Kerlen, die sich schmachkend nach ihr verzehren. Als habe sie genug von der Masse – der Banalität und Oberflächlichkeit, die den meisten Menschen innewohnt.

Manchmal spielt sie eine Rolle. Insbesondere wenn sie getrunken hat. Dann verhält sie sich plötzlich laut, auffällig und provokant. Verdrängung, Show nehme ich an. Keiner darf erraten, was in ihr vorgeht. Kummer. Sie hasst es, gefragt zu werden. Je stärker sie sich gibt, desto schwächer wird sie. Verletzlich.

Ich glaube, dass sie nicht allein sein kann. Zumindest fällt es ihr schwer, allein zu sein. Sie mag's, Leute um sich zu haben, sofern es ihr gelingt, sich dabei unsichtbar zu machen. Sie beobachtet – genau wie ich. Interessiert sich, ignoriert nicht. Aber sie würde gern weniger sehen, einfach blind durchs Leben laufen. Mal fünf gerade sein lassen. Sich um nichts und niemanden sorgen. Sie hört mir aufmerksam zu. Ernst. *Sehr* ernst. Es bewegt sie zwar, was ich von mir erzähle, aber es berührt sie nicht. Verbirgt sich Kälte dahinter? Oder Schutz? Kälte, um sich zu schützen? Wann und wodurch trifft man sie? Gibt es einen Punkt, an dem sie ausbricht? *Zerbricht*? Welche Situationen oder Schicksalsschläge verbindet sie mit sich selbst und ihrer Vergangenheit? Was macht sie weich, lässt hinter die Fassade blicken? Ich weiß nicht, ob ich's jemals herausfinden werde. Ob es überhaupt jemand schaffen kann. Und was nötig ist, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Gespräche allein sind es nicht ...

Einer dieser Arschlochte ...

15. September 2015

... So ein Tag, an dem in mir langsam eine Zündschnur abbrennt und ich darauf warte, dass die Bombe explodiert. Wenn sie's doch nur täte ... Stattdessen implodiert sie in meinem Körper. Dumpf, lautlos, ohne Beben, ohne Aufmerksamkeit zu erwecken. Dieses trockene Schlucken, das aufgesetzte Lächeln, die unterdrückten Tränen.

Es war kaum auszuhalten, meinen Kollegen gegenüber freundlich und höflich zu bleiben, während sich mein Magen vor Schmerzen zusammenzog, die Galle hoch zum Hals stieg und ich mich selbst auf allen vieren visualisierte – erschöpft vorankriechend, mit den Zähnen knirschend ... Die Stunden und Gespräche fanden und fanden kein Ende. Das Gerede sprengte meinen Schädel, Nacken und Kiefer verspannten sich. Zu gern hätte ich geschrien, sie sollen aufhören, mich mit ihrem Gefasel zu belagern und mit ihren fröhlichen Fratzen anzustarren. Ungeduldig glotzte ich zwischen Uhr und Ausgang abwechselnd hin und her. Ich fragte zweimal, ob es noch etwas zu tun gebe, aber alle Aufgaben waren erledigt. Warum durfte ich dann nicht gehen? Wozu diese freizeitliche Unterhaltung, wo ich nichts mehr ersehnte, als endlich erlöst und allein zu sein? Ich weinte unkontrolliert in mich hinein. Nur meine Lippen funktionierten. Formten die Mundwinkel weiterhin nach oben und täuschten so eine perfekte Sonnenfassade vor.

Ich versuchte, den Auslöser für diesen Ausbruch zu finden. Vielleicht hatte es gestern angefangen, weil ich wieder nicht umhingekommen war, meiner altbekannten Gewohnheit den Rücken zuzukehren. Triumphierend schwamm das Ausgekotzte in der Kloschüssel und bejubelte meine Niederlage, als ich enttäuscht und verbittert die Spülung betätigte. Die Vorwürfe gegen mich beherrschten Träume und Gedanken, hielten bis heut' früh an, verschlugen mir die Sprache, katapultierten meine Stimmung in eine leere, dunkle Schlucht.

Inzwischen verspüre ich Scham. Ich werfe mir nun nicht mehr nur den Rückfall, sondern meine ganze Persönlichkeit vor. So zu sein, wie ich bin. So zu handeln, wie ich's tue. Ich verurteile mich für die mir fehlende Gelassenheit und Souveränität, für meine Rebellion, für meinen Pessimismus, für meine Dickköpfigkeit, für meine unnötigen Emotionsschwankungen, für meinen Wunsch aufzugeben, was mir nicht passt, und dafür, dass ich schöne Dinge und nette Menschen schwarzmale, sobald ich meine eigene Unzulänglichkeit nicht mehr ertrage. Dann sind *alle* für die äußeren Zustände, die mir missfallen, verantwortlich. Doch eigentlich bin *ich* diejenige, die dafür geradestehen sollte, aber Groll auf sich selber hat. Da ich nicht in der Lage bin, mich anzupassen, und jeder Abweichung von meinen Ritualen den Krieg erkläre. Ich führe Regie in einem Theaterstück, bringe die Dramatik in eine Komödie, die schließlich in einer Tragödie endet.

Obwohl mir das Praktikum, das ich seit zwei Wochen mache, liegt und gefällt, übersäen die Probleme meinen Weg mit tausend Glasscherben, an denen ich mir

die Füße blutig laufe. Es ist, als würden mich die Schnitte an all die Narben meiner Vergangenheit erinnern, die stets von Neuem aufreißen, sich entzünden, eitern, nicht verheilen. Dann bin ich so verwundet, dass ich mich geschlagen gebe, zu Boden falle, meine Trostlosigkeit annehme und letztlich an ihr scheitere. Wie viele Tode bin ich schon gestorben?

Egal, was ich beginne, wo ich mich befinde, meine Schwierigkeiten begleiten mich überallhin und entziehen mir jegliche Vorfriede und Hoffnung auf eine leichtere Zukunft. Variierende Strukturen, Gewohnheiten, Regeln ... meine größten Feinde. Hürden, die ich erst zu überwinden lernen muss, bis ich meinen Rhythmus gefunden habe.

Im Rahmen meines Studiums arbeite ich Vollzeit in einer Tagesaufenthaltsstätte für Wohnungslose. Eigentlich hätte ich mein Praktikum gern in der niedrigschwelligen Drogenhilfe gemacht. Ich hatte mich nämlich bereits auf eine freie Stelle beworben und durfte dort auch hospitieren, wurde dann aber wegen meiner Offenheit und Kontaktfreudigkeit abgelehnt. Da hätte ich lieber angefangen, weil ich befürchtete, die Nähe zu den überwiegend alkoholabhängigen Obdachlosen würde mich zu arg an meinen leiblichen Vater erinnern. Obwohl er ebenfalls ein Konsument von Heroin gewesen war, das er sich finanziell allerdings nicht auf Dauer leisten konnte, scheute ich den Umgang mit einer akuten Drogensuchtklientel, die mir nicht ganz so dicht an ihm dran zu sein schien, weniger. Zumal mir Berührungsängste grundsätzlich fremd sind.

Die Parallelen haben sich inzwischen glücklicherweise als unproblematisch herauskristallisiert. Es fällt mir leichter als gedacht, die harten Schicksalsschläge hier von denen meines Papas zu trennen. Manchmal erinnern mich einige der Besucher zwar durch ihre Erzählungen und ihren Geruch nach Bier, Pisse und Dreck an ihn; trotzdem gelingt es mir irgendwie, ein passables Gleichgewicht zwischen Nähe und Distanz, zwischen Mitgefühl und objektiver Betrachtung der Tatsachen zu finden.

Vor Kurzem saß ich mit einem Gast im Beratungszimmer, um seinen Lebenslauf für den Antrag auf Arbeitslosengeld II anzufertigen. Er berichtete, bereits seit sechsundzwanzig Jahren unter der Brücke zu schlafen und wegen des Trinkens kaum in einer Obdachlosenunterkunft zugelassen zu werden. Er brauche dringend einen festen Wohnsitz mit Toilette – er sei schwer darmkrebskrank, scheiße sich ständig ein. Das tat mir leid, aber wirklich nah ging's mir nicht. Es kratzte an der Oberfläche, prallte ab. Auf die Frage nach seinem Alter antwortete er: neunundvierzig. Und ich dachte ungerührt, dass Lenn im Vergleich zu dem – den Umständen entsprechend – vitalen Herrn vor mir, der sich klar und sachlich artikuliert, nicht mal die Achtundvierzig erreicht und sich – bevor er an den Folgen der Leberzirrhose krepierete – in seiner Demenz undeutlich und schwammig ausgedrückt hatte, schwach vor sich hingetrottet war. Zwischen den beiden Männern lagen Welten.

Wenn ich heute an Papas Tod denke, regt sich kaum noch etwas in mir. Die Erinnerungen verblassen. Das Gesicht, das meinem ähnelt. Der Stolz über die von ihm

geerbten hübschen Hände. Ich fange an, den Klang seiner Stimme zu vergessen. Das Lachen. Ich sehe ihn nicht mehr in meinem Spiegelbild. Da findet sich nur eine verwischte Skizzierung, eine vage Vorstellung. Obwohl ich ihn im Herzen trage – in Liebe, Zuneigung und Andenken ... Er ist fort, weit weg. Und mit ihm die Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einem Daddy ... Sieben Jahre – eine halbe Ewigkeit ... Genug, um nicht länger zu vermissen? Meinem Gedächtnis wird er nie entfallen, ich halte ihn stets in Ehren. Registriere, sobald er sich meldet und zu verhindern versucht, ins Abseits zu geraten. Nicht selten begegne ich ihm in kleinsten Alltagssituationen. Zum Beispiel beim Kauf seines Lieblingseises und Hören von Soul- oder Jazzmusik. Wenn ich meine beste Freundin Charly in Harburg besuche, denke ich ganz besonders an ihn und unser letztes Wiedersehen, bevor ich ihn verlor. Gedanken, die im Bruchteil einer Sekunde verfliegen – so schnell, wie sie gekommen sind.

Die Besucher der Einrichtung haben zu circa siebzig Prozent einen Migrationshintergrund. Größtenteils kommen sie aus Russland, Rumänien, Afrika und Polen und sind wunderbare, interessante, zumeist höfliche und friedliche Persönlichkeiten. Etliche der Afrikaner retteten sich über Lampedusa in den überfüllten Flüchtlingsbooten nach Deutschland. Nicht vielen merkt man ihre Traumatisierung an. Die Mehrzahl ist zugänglich, unterhaltsam, gelegentlich 'n bissl gierig, wenn's um Markenklamotten aus unserer Kleiderkammer geht. Mir gefallen ihr Temperament, ihr weißes Lachen, ihre Neugierde. Und die *Big Mamas* mit den runden Gesichtern, den bunten Gewändern, Afrozöpfen oder hochgewickelten Turbanen. Sie wirken trotz ihrer schrecklichen Erlebnisse lebensbejahender und fröhlicher als die anderen Gäste.

Sie alle, im Besonderen die Obdachlosen, die nicht einmal einen Containerplatz haben, zu empfangen, kennenzulernen, zu betreuen und sich einzuprägen, erscheint mir trotz der Gewissheit, dass jede Begegnung ein Abschied bedeuten könnte, weil sie den kommenden Winter in der Kälte vielleicht nicht überleben werden, wie eine Berufung. Als hätte ich nie etwas anderes gemacht. Als wäre die Soziale Arbeit das, was man *Bestimmung* nennt. *Meine* Bestimmung. Lenn und sein Sich-nicht-kümmern-Können, das mein zügiges Erwachsen-werden-Müssen zur Folge hatte, haben mich in diese Richtung gelenkt. Unsere tragische Geschichte macht mich für diesen Bereich feinsinniger und robuster. Auch wenn's zweifelsfrei schöner gewesen wäre, wenn ich dafür nicht einen Teil meiner Kindheit hätte einbüßen müssen, bin ich ihm unglaublich dankbar. Nun erhalte ich die Chance, einen Funken Licht in das triste, düstere Dasein derer zu bringen, die es brauchen. Meine Chance, das aufzuholen, was ich vor seinem Abgang gern für Papa getan hätte.

Die Freude, die mir entgegengebracht wird, sobald ich einen traurigen Besucher mit einem Lächeln begrüße und ihm das Essen an seinem Tisch serviere, sind Momente des Friedens für mich. Ich will niemanden durch mein Mitleid in seinem Elend bestätigen, ihn besonders vorsichtig, rücksichtsvoll behandeln, sondern ihm

als *Mensch* gegenüberstehen. Als Mensch auf Augenhöhe, der nicht tendenziell stärker oder ihm gar intellektuell überlegen ist. Weil das nicht stimmt.

Faktisch würde man – gemessen an Schicht und Besitz – wohl sagen, mir gehe es *besser*. Klar hab ich ein Dach über dem Kopf, komme finanziell gut aus, kann essen und trinken, wann es mir beliebt. Dennoch behaupte ich: Fast jeder, der auf dem Asphalt hungert, friert und säuft, um den Frostschmerz in den steifen Gliedern und die Einsamkeit aushaltbarer zu machen, hat diese luxuriösen Möglichkeiten, die wir oft als selbstverständlich ansehen, ursprünglich ebenfalls genossen. Und doch zog die leidende Seele dem einen oder anderen 'nen Strich durch die Rechnung. Brachte ihn ins Draußen – an den Rand der Gesellschaft.

Meiner Meinung nach ist keiner davor gefeit, sich in einer Kapitulation zu verschließen. Auch jene nicht, bei denen scheinbar *alles* glatt läuft. Karriere, Ehe, Kinder etc. Die meisten schaffen es, ihr Prestige zu wahren, indem sie den geforderten Erwartungen gerecht werden, ohne (restlos) abzustürzen. Sie tarnen sich hinter einer Maske der Brillanz, wie ich es tue, flüchten sich in Pflichten, Ziele und Träume von Heirat, Familiengründung, Hausbau ... (wovon träume *ich* eigentlich?). Oder sind einfach zu wurschtig, sich darüber Gedanken zu machen. Das beneide ich ja.

Währenddessen zerbröckeln langsam die Zuversicht und das Innere manch anderer. Diejenigen, die das Ultimatum der Selbstaufgabe schon erreicht haben, bringen sich um. Gegebenenfalls. Auf unterschiedliche Weise. Radikal von jetzt auf gleich oder in einem schleichenden Prozess – durch Vergiftung ihrer Körper mit übermäßig falscher Ernährung, mit Zigaretten, Alkohol und Drogen.

Etlichen ist es unbegreiflich, wie man's so weit kommen lassen kann, obdachlos zu werden ... Dabei braucht's nicht viel, um ganz *unten* zu landen. Man verliert Job, Geld, Wohnung und letztlich Freunde. Wer nicht über die nötige Kraft verfügt, sich wieder hochzuziehen, beginnt, seine Wahrheit zu verdrängen, sie eventuell sogar zu ertränken.

Vermutlich steckt in jedem, der dazu geboren wurde, enorm dünnhäutig, melancholisch und depressiv zu sein, ein Selbstmörder. Entweder der, der tatsächlich den Freitod wählt, oder der, der ihn sich in schlimmsten Krisensituationen als „Notausgang“ offenhält.

Ich bezweifle, dass ich zu denen gehöre, die den Mut aufbringen, ihre Existenz freiwillig und abrupt zu beenden. Aber ausschließen kann ich das nicht. Denn immer dann, wenn meine Pein mich niederdrückt und droht, mir die Luft abzuschneiden, höre ich die Tür verführerisch klappern.

Ich müsste nur zum richtigen Augenblick auf die Autobahn rennen, um überrollt, plattgefahren zu werden, und wäre von all den Ängsten, die ich habe, erlöst. Auch von der Horrorvorstellung, eines Tages im Badezimmer an meinem Erbrochenen zu sterben. Allerdings wünsche ich mir einen Tod, bei dem mein letzter Gedanke nicht dem Gewicht auf der Waage gilt. Noch klebt ein Fleck Optimismus an mir, mich irgendwann einmal aus den Fesseln meiner Essstörungen und Depressionen zu befreien.

Bisher verlor ich bei jeder Arbeitsstelle, in der ein Buffet mit deftigem Essen aufgedeckt wurde, die Beherrschung. Es ist einfach zu paradiesisch, die Köstlichkeiten, die ich mir sonst verbiete, in Reichweite zu wissen und en masse nachfüllen zu können. Denn das ist genau das, was sich eine Bulimikerin für ihre Fressattacke zubereitet.

Da ich in meinem Praktikum auf keinen Fall negativ auffallen will, verzichte ich nach dem Mittagessen auf den Klogang. Die berufsalldäglichen Phasen des Leerlaufs und der Langeweile außerhalb der Öffnungszeiten bieten viel, *viel zu viel* Raum für Grübeleien und Raserei. Bis der Feierabend naht, bin ich bereits kurz davor, psychisch wie auch physisch zu platzen. Je später es wird, desto krasser entpuppe ich mich als hysterische Irre. Mein Plan, nach der Arbeit im Fitnessstudio zu trainieren, erübrigt sich, weil der Schuppen bis dato an Mitgliedern überquillt und ich auf die Cardiogeräte warten müsste, wozu mir die Lust fehlt. Außerdem fühlt sich mein aufgeblähter Bauch zu schwanger-rund und fett an, als dass ich mich so präsentieren möchte. Und so droht es wieder ein Tag zu werden, der sich dem Ende neigt, ohne dass ich etwas Nichtverpflichtendes erlebt habe.

Darüber hinaus drehe ich bei Einladungen zu nicht regulären Teamveranstaltungen vollends am Rad. Meine Unfähigkeit, zu diesen Nein zu sagen – aus schlechtem Gewissen – und dafür das klitzekleine bisschen freie Zeit, das mir bleibt, zu entbehren, lässt mich verrückt und panisch die Wände hochklettern.

So zieht Stunde um Stunde vorüber – in pausenloser Furcht vor Aufgabenmangel, Tristesse und Gewichtszunahme. Aufgaben, die man mir aufträgt – seien sie noch so stupide wie das Sortieren und Ausgeben der Besucherpost, Drucken von Dokumenten, Recherchieren, Befüllen der Getränkeplastikbecher, Geschirrspülen oder Aufräumen –, sind ein Geschenk. Denn jede Form von Ablenkung dient meiner Rettung.

15. Dezember

Auf den Tag genau sind nun drei Monate rum. Seit Oktober bin ich im dritten Semester und arbeite studienbegleitend, also nur noch zweimal wöchentlich.

Inzwischen hab ich die Essbrechsucht größtenteils im Griff, widerstehe den Versuchungen und schleppe selbst zubereitete Mahlzeiten mit. Da ich die Durststrecken, in denen es nix zu tun gab, nicht länger ertrug, bat ich meinen Chef um ein Gespräch, das weniger dienstlich ausfiel als angestrebt. Ich brach unvermittelt in Tränen aus, legte alle meine Befindlichkeiten, Sorgen und Probleme dar, traf überraschend auf sein tiefstes Mitgefühl und Verständnis. Seither erlaubt er mir, früher abzuhausen, und zeigt sich bemüht, mehr Order zu erteilen.

Unter anderem durfte ich unsere Gäste, deren Selbstwertgefühl ich stärken wollte, mit meiner Fotokamera porträtieren. Erfolgreich – die Ergebnisse kamen super an. Montags leite ich einen eigenen Malkurs, bei dem ich leicht intimere Gespräche zu meinen Teilnehmern aufbauen kann. Zusätzlich bastele ich neue Flyer für das Unternehmen und Weihnachtskarten für unsere Spender. Dass meine Kreativität wieder zum Einsatz kommt, zeigt mir, dass es doch zu etwas gut war, meine

Ausbildung zur Grafikdesignerin abgeschlossen zu haben. Kunst für einen sinnvollen Zweck – das kann gar nicht verkehrt sein.

Die sporadische Eintönigkeit akzeptiere ich innerhalb der überschaubaren zwei Tage als dortigen Bestandteil. Trotzdem rieche ich die nahende Gefahr bereits. Ab März muss ich nämlich erneut in Vollzeit arbeiten und lerne trotzdem viel zu wenig darüber, was das Berufsfeld eigentlich ausmacht. Die einzige Option auf ein Jahrespraktikum während meines Studiums möchte ich nutzen, um so viele Erfahrungen wie möglich zu sammeln und nach dem Bachelor bestens vorbereitet in die Soziale Arbeit starten zu können.

Obwohl ich mich nur ungern von meinem netten Team und den mir ans Herz gewachsenen Besuchern trennen mag, werde ich mich nach 'ner Einrichtung umsehen, die Abwechslung und Struktur verspricht.

Der Dominoeffekt

17. Dezember

Kürzlich hat meine – keine Idee wievielte – Therapie begonnen. Das war auch dringend nötig nach diversen traurigen und geißelnden Umständen, die mich wie beim Dominoeffekt in einer Kettenreaktion zum Umfallen zwangen.

Der Vater von Pascal, meinem Freund, erlitt letztes Jahr einen Herzinfarkt und lag vierzehn Tage lang im künstlichen Koma. Seither hat er Gedächtnislücken, Sprach- und Orientierungsschwierigkeiten. Dass Paschi sich auf den Verlust seines am meisten geliebten Menschen vorbereiten muss, nahm auch mich heftig mit und ließ aufs Neue den Kummer um Lukas' Suizid erwachen. Mein Halbbruder (Sohn meiner leiblichen Mutter Christina) hatte sich im Juli 2014 kurz vor meinem 27. Geburtstag mithilfe eines rauchenden Holzkohlegrills im Badezimmer vergiftet. Ich konnte nicht verstehen, dass Lukas sich damals im Alter von zweiunddreißig gegen das Leben entschieden hatte. Wo Paschis Dad, fast sechzig, mit aller Kraft darum strampelte, seins zu behalten. Mir wurde klar, dass ich noch immer nicht wahrhaben wollte, dass Lukas tot ist, und mich strikt dagegen wehrte, Abschied zu nehmen. Wahrscheinlich trugen das Verdrängen und die fehlende Bewältigung dazu bei, dass mein seelischer Zustand immer schlechter wurde. Ich zog das Negative förmlich an, als würde ein Fluch auf mir liegen und Lukas probieren, mich mit in seine Hölle zu reißen.

Onkel Andy war der Nächste aus meiner Familie, der sich auf bestialische und aggressive Weise selbst richtete. Ich kannte ihn kaum. Er war Pas Cousin, Sohn der verstorbenen Schwester meiner Oma Dagmar, Lenns Mutter. Trotzdem traf es mich wie ein Schlag, über die Zeitung zu erfahren, dass er sich in aller Öffentlichkeit in den Kopf geschossen hatte. Ich wurde die Panik nicht los, den Hang zur Selbstzerstörung und zum Freitod in meinen Genen zu haben.

Pascals Vater, den ich als herzlichen und klugen Mann liebgewonnen hatte, im Dresdner Pflegeheim zu besuchen und ihn nun in diesem senilen, verwirrten Zustand vorzufinden, ertrug ich schwer. Es war bedrückend, wie er in einem seiner lichten Momente meine Hände nahm, mir zärtlich in die Augen sah und zu weinen anfang. Ich umarmte den abgemagerten, fahlen Körper und würgte die Tränen hinunter. Mein Blick fiel auf Paschi, der vor Schmerz kaum aufhören konnte zu schluchzen. Ich spürte, was er durchmachte ... Diese Ahnung, dass sich die Zeit langsam dem Ende neigt und sein Dad sich bald nicht mehr an ihn erinnern wird, weil seine Persönlichkeit galoppierend erlischt.

Demenz muss eine grässliche Krankheit sein. Weniger für den Betroffenen selbst, schätze ich, als vielmehr für die Verwandten, die hilflos zusehen, wie der andere da und zugleich abwesend ist. Dieser Blick ins Leere, wie ihn auch Lenn einst hatte ...

An Ostern dieses Jahres traten mir die Söhne meiner Nachbarn die Tür ein, die, als Pascal gerade wegen deren bollernden Klopfens durch den Spion sah, gegen seine Schläfe schlug. Blutende Platzwunde, Polizei, Anzeige, Erneuerung des Schlosses. Und wieso das Ganze? Weil er und ich innerhalb der erlaubten Zeit offenbar hörbareren Sex hatten als sonst.

Mit denen bin ich schon seit meinem Einzug im Clinch. Die bulgarische Großfamilie teilt sich nämlich die zwei Dreißig-Quadratmeter-Wohnungen über mir, deren Eigentümer sie ist. Meistens muss ich bis in die Nächte hinein, an Sonn- und Feiertagen pausenlos Balkan-Gedudel, Hämmern, Scheppern, Gekreische und Gezanke ertragen. Des Weiteren sammle ich alle paar Tage Fluppenstummel, Spielsachen, Staubflusen und Kleidungsstücke von meiner Terrasse auf. Gelegentlich schreie ich nach oben, wenn ich jemanden dabei erwische, wie er seinen Teppich über meinem Blumenbeet ausschüttelt, oder renne hoch, um mir auf meine Beschwerde hin die Tür vor der Nase zuschlagen zu lassen. Wenn ich der „Crew“ dann im Treppenhaus begegne und freundlich grüße, schweigt sie und durchbohrt mich mit stechenden Blicken. Das *stresst*!

Klar ist es heftig, dass sie mit so vielen Leuten auf engstem Raum leben müssen, ihre Matratzen nebeneinander auf dem Boden aufgereiht sind; dass sich die Ehefrau, die im Café nebenan putzt, beim Inhaber ständig über Rückenschmerzen und die Armut ihrer Familie beklagt und dass der nach Schnaps und Schweiß riechende, zahnlose Gatte ein gewalttätiger Alkoholiker zu sein scheint.

Mich verärgert trotzdem, dass sie nach mehrfacher Aufforderung nicht imstande sind, sich an die Hausordnung zu halten. Was sagt die Verwaltung dazu? *Nüsch*t. Und der Rest Nachbarn? *Nüsch*t. Nun muss ich mich auf die Suche nach 'ner anderen preisgünstigen Bude begeben. Toll!

Der nächste Dominostein kippte an einem Samstag Ende Mai.

Ich war mit Charly auf'm Schanzenflohmarkt, als sie mit mir zu streiten anfang, weil ich drei kleinen Mädchen erlaubte, ihr junges Hundeweibchen zu streicheln. Charly hasst es, wenn Amy von fremden Leuten angefasst wird, zumal sie

ohnehin extrem argwöhnisch ist, was dieses Tier betrifft. Bereits in der vorigen Woche hatten wir uns in die Haare gekriegt, nachdem aus'm Nichts ein Auto an uns vorbeigerauscht war und ich Amy, die ich an der Leine hielt, intuitiv an mich riss. Charly schrie entsetzt auf und obwohl überhaupt nichts passiert war, warf sie mir in ihrer cholerischen Art, die ich absolut *null* ausstehen kann, vor, ich solle besser auf Amy aufpassen. Wenn ihr was gegen den Strich geht, rastet sie immer sofort aus. Demzufolge reagierte ich auch an jenem Flohmarkttag schnell gereizt. „Die sollen gefälligst ihre Finger von meinem Hund lassen! Das weißt du doch!“, brüllte sie mich an.

Ich versuchte, sie zu beruhigen: „Ja, tut mir leid. Aber das sind *Kinder*, Mensch. Ich meine, da kann man mal 'ne Ausnahme machen, oder? Denen kann ich's halt nicht verwehren, deinen Hund zu streicheln. Also gib mir Amy gar nicht erst, wenn du eh keinen Bock hast, sie die ganze Zeit an der Backe zu haben!“

„Niemand grapscht meinen Hund an, ist das klar?! Oder würdest du's geil finden, wenn jeder dein Gesicht antatscht?!“ Dabei pladderten ihre Handflächen rüpelhaft meine Wangen ab.

„Aua, nich' so doll! Meine Güte ...“, seufzte ich. „Amy ist schwanzwedelnd auf die Mädels zugehopst – die hat sich voll gefreut. Genau wie die Kiddies.“

„Du respektierst nicht, was ich sage. Amy ist mein Hund, *mein* Hund!“, keifte Charly – Spucketrophen sprühend.

Mit dem untersten Zipfel meines Shirts wischte ich mich trocken und knurrte: „Beruhig dich, Madame. Ist ja *gunut* ...“

„Ich bin nicht *Madame*!“, tobte sie – mit den Springerstiefeln auf den Boden stampfend.

„Dann verpiss dich halt und nimm *deinen* Köter mit!!“, blökte ich zurück und machte mich auf den Heimweg.

Erzürnt stieg ich in den Bus, stöpselte mir Musik in die Ohren und schäumte in Gedanken weiter. Bis das Kreischen eines Kindes mich hochschrecken ließ. Zwei verschleierte Frauen führten lautstark 'nen türkischen Dialog mit dem, ich vermute, Sohn der einen, der 'n etwa fünfjähriges Mädchen, vielleicht seine Schwester, für mein Empfinden *megagrob* über die Schultern und Sitzlehnen hinweg zur Mutter hievte. Der Junge, maximal sechzehn, wirkte überfordert und genervt, weil die Kleine nicht aufhörte, gequält zu plärren, woraufhin die Mutter aggressiv drohend die Hand erhob, sodass sich das Mädchen verängstigt und schuttsuchend zu den Füßen ihres Bruders zusammenrollte und seine Waden umklammerte. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte gefragt, was bloß in sie gefahren sei, ihrer Tochter solche Furcht einzujagen. Was würde sie später tun, wenn keiner mehr zusieht? Ihr Kind schlagen? Meine Blicke wanderten zu den fassungslos verstummten, kopfschüttelnden Fahrgästen. Niemand regte sich. Wütend und hilflos erreichte ich meine Haltestelle.

Um meinem Ärger Dampf zu machen, der dank Charly ja ohnehin schon maßlos gewesen war, schilderte ich den Vorfall impulsiv, daher unüberlegt und naiv in einem Facebook-Post. Ich äußerte mich relativ abwertend zur Mutter des Mädchens, deren Handeln ich ultrakrass verurteilte.

Zu Hause vergaß ich das Ganze erst mal, schlüpfte in die Jogginghose, kochte, aß, wusch ab, schrubbte meine Bude und schaltete schließlich den Fernseher ein. In den Nachrichten stritten die Politiker wie so oft über das Einwanderungsrecht für Flüchtlinge, um Grenzkontrollen, schnellere Abschiebung von kriminellen Ausländern, Aufenthaltsgenehmigung für Migranten, deren Integration gelingt, und Proteste rechter Parteien gegen Asylbewerber und Containerunterkünfte. Einerseits wurden die mögliche Einschleusung von IS-Leuten aus Syrien, die Bekämpfung der Terror-Miliz, das Problemlösen vor Ort und letztlich die Frage, ob der Islam nach Deutschland gehöre, diskutiert. Andererseits das Drama der ertrunkenen Opfer im Mittelmeer, denen dringend geholfen werden müsse.

Ich stehe genau dazwischen. Selbstverständlich sollen Menschen in Not unterstützt werden, mich beunruhigt aber ebenfalls, dass islamische Fundamentalisten, die auf den Dihad-Krieg gegen den Westen abzielen, die Flüchtlingsströme zum Importieren von Terroristen benutzen könnten. Der Anschlag auf das Satiremagazin „Charlie Hebdo“ im Januar und die Angriffe im November am „Stade de France“, in Restaurants, Cafés, Bars und in der Konzerthalle „Bataclan“ in Frankreich machen mir Angst. Warum gehen die Politiker auf diese Gefühle nicht ein? Sie zu ignorieren ist keine Lösung, das bringt uns Bürger auseinander.

Nach der Tagesschau zappte ich alle Sender durch und öffnete – vom Programm angeödet – die Facebook-App. *Was ist denn jetzt los?*, fragte ich mich erstaunt, als ich auf fast vierzig Kommentare stieß, die ich im ewig langen Herunterscrollen überflog. Mit Wucht wurde mir bewusst, was ich mit meinem Post ausgelöst hatte. Ein Shitstorm heftigster Empörung begrub mich unter sich und erstickte mich. Die Reaktionen meiner Kommilitonen waren das *komplette* Gegenteil dessen, womit ich gerechnet hatte.

Niemand störte sich daran, dass ein kleines Mädchen menschenunwürdig behandelt worden war. Stattdessen stand *ich* im Brennpunkt des Problems. Man entrüstete sich darüber, dass ich die Mutter „Kopftuchalte“ genannt hatte, betitelte mich als rassistisch und forcierte einen hitzigen *No-Border*-Diskurs. Die Situation im Bus, um die es mir eigentlich gegangen war, ging dabei völlig unter.

Voller Verzweiflung und in Erklärungsnot fing ich an, mich zu rechtfertigen und zu erläutern, dass ich eine *Deutsche* kein bisschen geringer beschimpfen würde; dass man das Verhalten von Ausländern doch nicht um jeden Preis billigen müsse und auch dort durchaus differenzieren könne. Anstelle von Zuspruch und Rückhalt erntete ich jedoch erbarmungslose Kritik und Vorwürfe, die sich anfühlten, als würde mich eine Truppe mit Kalaschnikows umzingeln, auf meine Stirn zielen, abdrücken und meinen Schädel in Milliarden winzigste Stücke zerfetzen.

Die Bezeichnungen: Ich studiere den falschen Beruf; rücke eine Muslimin in schlechtes Licht; stecke alle Ausländer in eine Schublade; man bekomme wegen meiner *Pegida*-Haltung Bauchkrämpfe vor Entsetzen; hätte mich für empathisch und reflektiert gehalten, erkenne nun aber mein *wahres* Ich usw.

Eine mickrige Minderheit meiner mir näherstehenden Follower, die nicht mit mir in eine Klasse geht oder sogar in real life meinem Freundeskreis angehört und ebenso wenig wie ich die AfD wählt, wappnete sich zu meiner und ihrer eigenen

Verteidigung mutig, gut gerüstet und im Affekt zugegebenermaßen *knallhart* für den Kugelwechsel. Etwa in diesem derben Sprachjargon:

„Wir reden hier über den Unterschied zwischen dem freundlichen Dönerverkäufer von nebenan und der Guck-nich’-oder-ich-stech-dich-ab-Fraktion! Zweiteres überschreitet die Grenze der Toleranz. Alle, die mutwillig unsere Regeln verletzen, müssen weg! Ausgewiesen gehören die, die keinen Respekt kennen oder sich strafbar machen! Wir sind ein demokratischer Bürgerstaat. Ausländer haben sich genau wie wir an die Gesetze zu halten. Punkt. Das wird man ja wohl aufgrund der freien Meinungsäußerung sagen dürfen!“

Allerdings schaukelte sich das Gefecht durch ihr Einmischen so hoch, dass die Kluft zwischen mir und meinen Mitschülern noch weiter einkrachte, bis man mich schließlich skrupellos aus dem Studienforum schmiss.

Parallel dazu bewiesen immerhin drei Leute aus meinem Semester Loyalität mir gegenüber, indem sie – wenn auch nur heimlich per E-Mail – Trost spendeten, Beistand leisteten und erzählten, sie wären wegen ähnlicher Debatten ebenfalls gemobbt worden.

Sonntagmorgen löschte ich – völlig gefrustet von der, auch durch die provozierenden Beiträge meiner Freunde, aus dem Ruder gelaufenen Gesprächskultur – meinen Post und am Abend letztlich auch meinen Facebook-Account – optimistisch, damit würde sich das Thema erledigen.

Dem war leider nicht so. *Längst* nicht ... Der Unterricht und die Pausen danach wurden zu einem regelrechten *Albtraum*. Sympathische Kameraden, mit denen ich früher einen netten Umgang gepflegt hatte, wendeten sich konsequent von mir ab, indem sie nichts auf meine Begrüßung erwiderten, sich von mir wegzetzten und mich aus den Gruppenarbeiten ausschlossen. Man verachtete mich nicht nur, sondern nahm keinerlei Notiz von mir, was ich als deutlich schlimmer empfand, weil es war, als gäbe es mich überhaupt nicht, als wäre ich unsichtbar. Hinter meinem Rücken zu tratschen, mich penetrant zu ignorieren und auszugrenzen genügte als Bestrafung aber offenbar noch nicht ...

Auf der Anklagebank

Meine wirklich *engste* Unifreundin Carolin konfrontierte mich ein paar Tage später mit der Information, dass eine Aussprache zwischen mir, ihr (der Seelsorgerin), vier Kritikern, zwei Personen meiner Seite und einem Dozenten (dem Mentor) geplant sei. Zu erfahren, dass gerade *sie* diejenige gewesen war, die mich beim Lehrer verpetzt hatte, ohne mich vorher in ihre Entscheidung einzubeziehen, war für mich überaus enttäuschend. Dennoch schürte sie auch mein Vertrauen darauf, dass sie sich um einen friedlichen Ausgang des Gesprächs bemühen

würde, um zu vermeiden, dass ich den Rest meiner Studienzeit ausgeschlossen werde. Daher willigte ich ein.

Zu meinem Schock aber begab sich Carolin auf die Seite meiner Gegner, die mich wie in der Facebook-Diskussion nach meiner Haltung auswrangen, während der Mentor, der mich vorher mit seiner Mitteilung, er könne meine Denkweise nachvollziehen, geködert hatte, schwieg, anstatt einzugreifen und mich davor zu bewahren, niedergeschmettert zu werden. Was ich wiederum so verlogen fand, dass ich gestelzt meine sarkastische Zunge schnalzen ließ und gepanzert zur Abwehr ansetzte: „Jetzt tut doch nicht so scheinheilig. Kein Plan, wie es euch geht, aber *ich* mag weder tags noch nachts mit Scheuklappen, krampfhaft meine Tasche festhaltend über die Slum-Bahnhöfe ‚Veddel‘, ‚Billstedt‘ und ‚Mümmelmannsberg‘ laufen. Vorbei an jenen bedrohlichen Muskelpaketen, die in Adidas-Hosen wie Gorillas breitbeinig die Promenaden entlangrollen.“ Überkandidelt mimte ich affige *Uh-Uh*-Geräusche und kratzte mich unter den Achseln, um mein Schwarz-Weiß-Gefasel auszuschmücken. In mir knallten die Sicherungen durch. „Jenen drogendealenden Hartz-IV-Empfängern, die zu fünft im fetten Mercedes sitzen und mit laut aufgedrehter Musik um die Straßenecken rasen. Jenen, die nur in ihren ‚Clans‘ stark sind und auf die Schwachen losgehen. Jenen, die gereizt ‚Was glotzt du, Alda?‘ fauchen, wenn man sie ’ne Sekunde zu lang ansieht. Und jenen, die, um Mitleid zu erregen, *vorgeben* verkrüppelt, verstümmelt oder blind zu sein, ‚Bitte, bitte!‘ flehen, einen bei Nichtalmosengabe fremdsprachlich verfluchen und sich dann in den frühen Morgenstunden quietschfidel Geld zählend in versammelter Bande tummeln. Mein russischer Kumpel – ein Sozialarbeiter übrigens – nennt sie die *Krückstockmafia*. Demnach ist er auch ‚rechts‘, oder?“

Atemzug. Stille. Außer sich motzte Carolin: „Unerhört ...! Das kann nicht dein Ernst sein, Victoria! Du laberst *eindeutig* Pediga-Scheiße! Positionen wie deine sind schuld daran, dass Flüchtlingslager abfackeln!“

„Und *das* aus *deinem* Munde ...“, schrillte ich zurück – mich selbst dabei beobachtend, wie sehr ich auf Zinne immer mehr meine Beherrschung verlor. „Wer hat mir denn diesen ganzen Schlamassel eingebrockt, hä? Das ist *Verrat*! Ich dachte, du *kennst* mich ... Mir ging’s *nie* darum, Religionsfreiheit oder *Refugees welcome* zu verneinen, sondern um das schändliche Verhalten einem schutzlos ausgelieferten Knirps gegenüber, das weder die Busfahrgäste noch euch interessierte! Was machtet *ihr* daraus? Eine Diskussion über Fremdenhass, auf die ich schön dämlich einstieg, indem ich mir erlaubte, mich skeptisch zu der *absoluten Minderheit* jahrelang eingesessener und in Deutschland geborener Nicht-Integrierter zu äußern. Was von *dir*, liebe Caro, *so* hingedreht wird, als würde ich applaudieren, wenn zigtausende Geflüchtete im Ozean ersaufen! Das eine hat mit dem anderen *nichts* zu tun!!“

Tuschelndes Köppe-Zusammenstecken. Rumpeln. Plötzlich rannten sie im verbalen Sinne wie eine Herde wild gewordener Kühe auf mich und meine Leute los, die, als sie sich zu mir bekannten, gleichermaßen in die Enge getrieben und zu Brei niedergetrampelt wurden. Ihr eingeschüchterter Anblick erinnerte mich an das Bild mit dem erstarrten Kaninchen vor dem aufgerissenen Maul der Schlange.

Das fand ich echt nicht mehr lustig, vor allem aber äußerst verwunderlich. Vom Beschützerinstinkt geleitet schaufelte ich – im Vergessen meines eigenen Bibberns – alle gesammelte Wut zu einem Baggerhaufen zusammen und kippte ihn kaltblütig auf meine Kommilitonen. „Erbärmlich, dass ihr mich beziehungsweise uns tadelt – ohne *euer* Verhalten mal in Frage zu stellen. Natürlich hätte ich mir ein anderes Wort für ‚Kopftuchalte‘ einfallen lassen sollen. Aber was ihr hier macht, ist schlichtweg *Mobbing* und alles andere als sozial. In emotionaler Aufruhr hab ich *only one time* mit ’nem Ausdruck danebengegriffen, und ihr schließt daraus gleich auf mein Wesen, setzt mich wie eine Schwerstverbrecherin auf die Anklagebank. Mich *kotzt* eure selbstgerechte Art an! Ihr meint wohl, ethisches Wissen mit Löffeln gefressen zu haben und die Welt retten zu können, feiert euren heuchlerischen Idealismus aber lediglich *theoretisch* in irgendwelchen Netzwerken ab. Mich interessiert ja mal, wie *ihr* den herausfordernden Beruf, von dem ihr offensichtlich glaubt, er sei der richtige für *euch*, mit dieser Rosa-roten-Brille und Asozialität meistern wollt!“

Ich wurde angeglubscht wie von aufgescheuchten Straußvögeln, die ihr Gefieder plusterten und die Schnäbel aufsperrten. Ich kapiere nicht, worum’s gehe, hieß es. Man sei verunsichert, wie man mir künftig begegnen solle. Ich könne *froh* und *dankbar* sein, dass es mich nicht so hart getroffen hätte, dass ich die Hochschule nicht mehr zu betreten wagen würde. In einer anderen Klasse wäre ich definitiv weniger glimpflich davongekommen; immerhin werde sich darum bemüht, dass mein Verhalten keine größeren Kreise ziehe. Sehr lobenswert ... Sollte das ein Freibrief für diese Marter sein?

Fazit: Ich blieb stur, die Mehrheit „gewann“ und meine Freundschaft zu Carolin zerbrach.

„Findest du mich rassistisch?“, fragte ich meinen Kumpel Mohamed.

„Du und *rassistisch*?“ Er lachte, fuhr mit den Fingern durch die Pomadesträhnen und legte seine dunkelbehaarten Arme um meine Schultern. „Würd’ ich dann noch hier sitzen? Und warst du nicht mit Partnern unterschiedlichster Nationalitäten zusammen? Du hast zwar ’ne Kotterschнауze, aber rassistisch bist ganz bestimmt nich’! Zieh dir die Schleiereulenstory nich’ so rein, Vic! Pfeif drauf!“

„Ich kann nich’ drauf pfeifen, Mo! Weil ich da echt Tag und Nacht drüber nachdenke. Ich verharre auf’m *Abstellgleis*! Am liebsten würde ich nicht mehr in die Hochschule gehen – so kannibalisch is’ das. Kannst *du* denn als Pädagoge wenigstens meine Differenzierung von Recht und Unrecht verstehen?“

„Klare Sache“, nickte er und hielt kurz inne – an seinem Schnäuzer zwirbelnd. „Es geht nicht um angepasste Türken wie mich, sondern um *Kanacken*, die einerseits unseren Staat und die westlichen Werte ablehnen, andererseits Sozialgelder kassieren.“

„Ähm ... *Drastisch* formuliert. *Auch*, ja. Ich spreche mich aber nicht gegen irgendeine Rasse aus. Ich meine diese unangenehm auffallende Männerschar, die nicht selten am Steindamm – in der Nähe des Straßenstrichs – herumlungert, und an der ich vor einer Weile vorbeikam. Lüstern geiernd, mit ’nem Hauch ironischen

Untertons machte mir einer von ihnen das Kompliment, dass ich sehr hübsch sei – gefolgt von hämischem Gelächter. Diese „nette“ Geste erwiderte ich mit einem freundlichen Zwinkern, woraufhin man mir ‚Verpiss dich, du verflixte Lesbe, du *hässliche* Lesbe!‘ hinterherrief. Muss ich so was runterschlucken, bloß um als *Gutmensch* dazustehen?“

„Natürlich *nicht!*“, quittierte Mo ernst, ehe er klatschend losprustete: „Mit der Raspelfrise siehste allerdings tatsächlich aus wie ’ne Lesbe. Lass ma’ wachsen!“

Knappe Stellungnahme gefällig?

18. Dezember

Monate des Wirbels, der Bedrängnis, des Bangens, der Belastung, Selbstzweifel und Vereinzelung – *sieben*, um genau zu sein, die ich meine Gedankenbrut mental in der Gefängniszelle aussaß. Einem unterirdischen Verlies der Finsternis zwischen Stahl und Mauern – ohne Vor und Zurück. Mit kleinem, vergittertem Luk, durch das keine Prise Sonne flutete. Bis mir endlich der Ausbruch gelang und ich mich traute, die illustrierten, unzensierten, gemischten Gefühle aus Reue und Groll in meiner Praktikumsstelle zur Sprache zu bringen. Meine Kollegin empfand den Vorfall und wie mit diesem umgegangen wurde als hochgradig überspitzt und albern. Sie fing zornig zu protestieren an, dass die hart erkämpfte Emanzipation der Frauen durch die Verschleierung zunichtegemacht werde.

Aber nein. Das Thema ist *viel* umfangreicher. So umfangreich, dass ich es jetzt nur anschneiden will – in einer energischen, rauen Sachlichkeit, die meinem Selbstschutz und der Abgrenzung dient und daher kaum Platz für Feinheit gewährt. Dabei hätte es inhaltlich eine detaillierte Ausführung von mehreren hundert Seiten verdient, weil’s ohnehin Vorurteile und falsche Schlussfolgerungen schürt, was innerhalb eines kurzen Abrisses nicht zu lösen sein wird. Ich bin keine Islam- oder Politikwissenschaftlerin. Nicht zuletzt deshalb fällt es mir überaus schwer, darüber zu schreiben. Trotzdem schlaucht mich diese Brisanz unermesslich. Bisweilen zermürbte sie mich sogar so arg, dass ich mich intensiv mit dem Koran, religiösem Fundamentalismus und den Pegida-Rassisten beschäftigte, denen ich zuvor kaum Beachtung geschenkt hatte, da ich nicht wusste, wer konkret sich hinter ihnen verbirgt, und tatsächlich glaubte, es handele sich um harmlose Demonstranten, die an eine mir nachvollziehbare, *kontrollierte* Zuwanderung appellieren.

Erst seit der Debatte um die Flüchtlingskrise wird deutlich, wie sich Gesellschaft und Politik spalten, wie leichtfertig Lob, Tadel und Etikettierungen über die Lippen gehen, und wie sehr man darauf achten muss, was man *wie* von sich gibt.

Im Gegensatz zu einigen anderen EU-Staaten beweist Deutschland bei der Aufnahme von Flüchtlingen eine überaus hohe Bereitschaft. Allerdings steigt die Zahl der Migranten langsam derart krass, dass es vielerorts zu Überforderung und zum Zank um gerechte Verteilung kommt.

Während ein Teil der Bürger bezweifelt, dass man den Überblick behalten und die Massen bewältigen kann, oder sich um knappe Kita-Plätze und überfüllte Schulklassen sorgt, stürzt sich der andere Teil in ehrenamtliche Mithilfe und schließt sich Merkels Meinung *Wir schaffen das* an.

Gleichzeitig aber dürfen die Ängste etlicher nicht totgeschwiegen werden. Denn spätestens im eigenen Erleben hat Toleranz Grenzen. Und es ist eben nicht nur Aufgabe der Politiker oder die eines Sozialarbeiters, Erklärungen für Missstände zu finden, sondern sie aus mehreren Blickwinkeln zu betrachten, beim Namen zu nennen und dementsprechend zu behandeln.

Natürlich lassen sich die Gründe für unangemessenes und straffälliges Verhalten beleuchten – das machen wir bei Europäern auch, or? Mangelndes Benehmen und Brutalität findet jeder doof – unabhängig von Herkunft und Kultur. Wenn unser-einer uns die Vorfahrt klaut, uns anrempelt oder bespuckt, und wenn wir eine Mutter dabei erwischen, wie sie ihr Kind schüttelt, wird sie maßlos kritisiert. Darf man's auch wagen, Gleiches bei Ausländern zu tun und zu fordern, dass sie den Tatbeständen gerecht sanktioniert werden? Ich finde, ja.

Back to myself

19. Dezember

Meinen Minijob (zuletzt bei Balzac Coffee) musste ich wegen eines Nervenzusammenbruchs aufgeben und meine Rentenversicherung auflösen. Mit dem Geld kam ich neben der Unterhaltszahlung meines Vaters eine Weile gut längs. Erst als die Reserve fast aufgebraucht war und mein 28. Geburtstag nahte, an dem ich nicht mehr darauf hätte bauen können, dass Klaas mir finanziell weiterhin unter die Arme greifen würde, kontaktierte ich ihn. Bis aber endgültig feststand, worauf wir uns einigten, und bis der Erbverzichtsvertrag beim Notar unterschrieben wurde, vergingen Monate des Kampfes, der Ungewissheit und Existenzangst. Je mehr ich die Kontrolle über meine Emotionswelt verlor, umso drastischer stieg die Kontrolle über mein Gewicht an. Ich begann, weniger zu essen und mir die Kalorien in den Mund zu zählen. Jeder Bruch meiner Disziplin endete über der Kloschüssel. Die Bulimie beherrschte mein ganzes Sein, ließ mich zutiefst verbittert und in Bezug auf meinen Bekanntenkreis kleinkariert und zickig werden. Wer keine Zeit für mich hatte, wurde gnadenlos aus meinem Leben gestrichen. Und wer mich mit seinen Problemen belagerte, den hielt ich auf Abstand. Alles, was mir einst Freude bereitet hatte, war zur Last geworden und zum Scheitern verurteilt.

Irgendwann verlor ich gänzlich die Lust daran, an der Gesellschaft teilzuhaben, und auch von Pascals Zuneigung fühlte ich mich mehr und mehr erdrückt. Phasenweise stand unsere Beziehung auf dem Spiel, da ich willkürlich Gründe suchte, mich mit ihm zu streiten, ihn zu kritisieren und ihm aus dem Weg zu gehen. Durch meine Distanz verlor er sein Vertrauen und das Gefühl, von mir begehrt zu

werden. Ich unterband jeden seiner Versuche, mit mir intim zu werden, und reagierte gereizt, sobald er mich darauf ansprach oder vermutete, ich würde mich für andere Männer interessieren.

Überdies ging mir auf die Nerven, dass sich seine Mutter in ihrer Einsamkeit ständig an mich wandte. Sie war mir unsympathisch geworden, seit ich mitbekam, wie sie trotz des Verfalls ihres Mannes einfach weitermachte. Sie sträubte sich vehement dagegen, ihn bei sich daheim zu pflegen, um ihm ein schöneres restliches Leben zu ermöglichen. Stattdessen kümmerte sie sich ausschließlich darum, ihren eigenen Bedürfnissen nachzugehen, ihre frisch gewonnene Freiheit zu genießen und seine ganze Kohle fürs Shoppen zu verprassen. Wenn ihr dann doch bewusst wurde, wie alleine sie eigentlich ist, heulte sie. Für ein solches Tamtam fehlte es mir an Verständnis und Kraft. Meine Kraft reichte nicht einmal für mich selbst.

Um nach dieser aufreibenden Phase etwas Licht ins Dunkel zu bringen, schenkte meine Mutter mir für die Semesterferien im Sommer eine gemeinsame Reise nach Mallorca. Dieser Urlaub half mir dabei, ganze drei Wochen „clean“ zu bleiben, bevor das Praktikum in der Wohnungslosenhilfe begann und meine Essstörung erneut Achterbahn fahren ließ. Inzwischen ist's im Schnitt nur noch ein Rückfall pro Woche.

Auch wenn es mir so vorkommt, als würde mein Leben und das, was ich daraus mache, wenig Sinn haben, laufe ich wieder. Und bin froh darüber, dass mein Partner mit mir läuft, obwohl er es häufig schwer mit mir hat.

Von Klaas erhalte ich eine Abfindung, die mir monatlich in steuerfreien Raten zugeteilt wird und es ermöglicht, mir keinen neuen Nebenjob suchen zu müssen. Nach seinem Tod steht mir außerdem ein kleiner Teil seiner Immobilien zu.

In der Hochschule fühle ich mich nach wie vor wie ein rotes Tuch. Aber ich zieh das jetzt durch.

In der letzten Sitzung wurde ich von meiner Therapeutin gefragt, was mir die Bulimie Positives gebe. Darüber musste ich sehr lange nachdenken. Sie bietet Möglichkeit, Frustration auszudrücken, Gefühle wie Leere und Ohnmacht zu verdrängen, über die Stränge zu schlagen – alles zu essen, worauf man Bock hat und etwas Geschehenes ungeschehen zu machen. Sie ist mein Ventil, wenn ich traurig, verzweifelt oder wütend bin.

Sobald dieser Drang, einkaufen zu gehen, in mir aufkommt, bin ich wie fremdgesteuert. Dann sind da zwei Geister in meinem Kopf, die miteinander darüber streiten, ob ich's wage oder sein lasse. Das Engelchen redet mütterlich und umsorgend auf mich ein, ich solle doch meinen Körper lieb haben und meine Gesundheit nicht gefährden. Es macht mich darauf aufmerksam, welche Konsequenzen ich auf mich nehmen müsse und dass es nicht weitergehen dürfe wie bisher.

Das Teufelchen schreit: „Du hast *ein* Stück Schokolade zu viel gegessen! Willste riskieren, morgen 'n halbes Kilo mehr zu wiegen? Du warst auf'm best way

abzunehmen. Mach dir das jetzt nicht kaputt!“ Oder es flüstert: „Der Tag war echt beschissen. Was stellen wir die restlichen Stunden an? Ich weiß auch nicht ... Komm, lass verkriechen, gemütlich vorm Fernseher an nichts denken, nichts fühlen, einfach nur fressen und kotzen. Danach sind wir müde genug, um einzuschlafen.“

Meistens scheitere ich daran, dem Teufelchen zu widerstehen. Erst wenn die Tortur vorüber ist, sag ich zum Engelchen: „Hätte ich doch bloß auf dich gehört und das Geld gespart. Ich halte diese Magenschmerzen nicht aus. Wann endlich werde ich bereit sein, mir selbst zu begegnen? Warum fällt es so schwer, das Alleinsein und die mit ihm aufkommenden Emotionen zuzulassen?“

Adieu, mein Freund und Bruder

20. Dezember

Ein Jahr und fünf Monate brauchte ich, um Lukas nach seinem Tod zu besuchen. Heute schien für mich der richtige Zeitpunkt des Abschieds gekommen zu sein. Pascal begleitete mich. Wir fuhren eine Stunde lang, bis wir den Ort fanden, an dem er begraben liegt. Als ich verwirrt inmitten des großen Waldes stehen blieb, ärgerte ich mich über Christina, die sich für diesen Friedwald entschieden hatte. Verzweifelt suchte ich jeden nummerierten Baumstamm nach Lukas' Namen ab. Je näher ich ans Ziel kam, desto aufgeregter wurde ich. Plötzlich stand ich vor ihm. Es war ganz ruhig in mir und um mich herum. Das schmerzliche Begreifen erreichte nun nicht mehr nur meinen Verstand, sondern traf mich tief in der Brust. Sentimental betrachtete ich die zarte, kleine Metallplatte, an deren Ecke ein Herz aus Stein heftete. Keine Blumen, keine Kerzen, keine Bilder ... Trostlos und verlassen wirkte dieser Platz. Paschi trat hinter mich, das Laub raschelte unter seinen Schuhsohlen. Er nahm mich in die Arme und wir schwiegen für einen Moment. Dann nahm ich unsere Fotos und einen Brief aus meiner Tasche. Leise las ich Lukas vor, was ich ihm widmete:

Geliebtes Bruderherz,

seitdem du mich und das Leben verlassen hast, ist nichts mehr, wie es war. Dein Tod hat mir den Boden unter den Füßen weggerissen, mein Herz in zwei tranchiert. Bitte verzeihe mir, dass ich dich nicht schon eher an deinem Grab besucht habe. Ich wollte und konnte einfach nicht glauben, dass du fortgegangen bist. Ich hatte nicht vor, mich von dir zu verabschieden, denn ich mochte nicht realisieren, dass es kein Wiedersehen mehr gibt.

Meine Gedanken waren bereits dabei, dir in den Tod zu folgen. Nun aber muss ich meine übrige Stärke aus dem mickrigen Eimer des Überlebensmuts schöpfen und meine Vernunft zu fassen kriegen.

Du hast mir gewunken. Mich aufgefordert, dir nachzukommen. Und du gabst mir genug Gründe, das zu tun. Für mich ist die Zeit jedoch noch nicht reif. Trotz aller Schwierigkeiten muss ich weiter. Ohne dich. Deine Probleme werden wohl kaum aufhören, mich zu beschäftigen. Nach wie vor wirst du mir fehlen und meine Gedanken besetzen. Ich stehe dennoch hier ... Und trete einen Schritt zurück in das Leben. In mein Leben, das ich so gerne mit dir geteilt hätte.

Ich bemühe mich, keine weiteren Fragen zu stellen. Und bitte unterlasse es, diese in mir aufzuwerfen. Du hast eine Entscheidung getroffen, die deine war, aber nicht meine ist.

Ich liebe dich von ganzem Herzen. Glaube mir, eines Tages werde ich bei dir sein. Wenn es so weit ist, gib mir ein Zeichen. Ich werde dich suchen und finden. Bis dahin schenk mir die Zeit, die ich brauche. Und bestärke mich in meinem Willen, nicht aufzugeben.

Für immer deine kleine Schwester und beste Freundin.

Winselnd vergrub ich mein tränenverschmiertes Gesicht an Pascals Brust. Obwohl er Lukas nicht hat kennenlernen können, musste er mitweinen. Vor Aufbruch klemmte ich die Fotos mühsam hinter das Herz und sah ein letztes Mal in das lachende Gesicht meines Bruders. Es bekümmerte mich, dass er oftmals sarkastisch, abweisend und nähescheu war. Ich hätte ihn gerne mal so richtig innig umarmt. Er hingegen hatte es stets bevorzugt, mir kumpelhaft auf die Schultern zu klopfen. Eigentlich weiß ich recht wenig über ihn und seine Gefühlswelt. Nun ist es zu spät dafür, mehr in Erfahrung zu bringen.

I luv u, Mom!

25. Dezember

Die wenigen Tage vor Weihnachten waren ziemlich aufreibend. Ich begleitete Pascal in seine Heimat, um seine Familie zu besuchen. Sein Vater verhielt sich unverändert. Alle paar Minuten vergaß er, was wir besprochen hatten. Und auch, dass sein Sohn seit bereits sechs Jahren in Hamburg lebt, entfiel seiner Erinnerung. Wir stellten ihm Fragen zu seiner Frau, seinem Beruf und zu Paschis Schwester.

Erst beim Abschied zeigte er sich emotional gerührt und mochte sich kaum aus unserer Umarmung lösen. Mir war klar, dass seine Geste, mir einen Kuss auf den Mund zu geben, unbewusst geschah. Dennoch empfand ich sie als grenzüberschreitend. Wir standen uns noch nicht nah genug, als dass eine solche Intimität angemessen wäre. Ihn überhaupt in diesem Zustand zu erleben, wo ich ihm, bevor der Unfall passierte, erst viermal begegnet war, widerstrebte mir eigentlich. Ich tat es meinem Partner zuliebe.

Paschi und ich schlenderten eine Weile über den Dresdner Weihnachtsmarkt. Im Anschluss trafen wir uns mit seiner Mutter im Café. Es irritierte mich, wie freudlos wir von ihr empfangen wurden und wie flapsig sie sich im Gespräch äußerte, während ihr die weißen, strohigen Haare flusig zu Berge standen. Paschi war zu Recht distanziert. Von seiner Schwester hatte er erfahren, dass ihrer beider Ma ihn nie wirklich geliebt hätte. Weil sie in Bezug auf ihn grundsätzlich desinteressiert und kühl zu sein scheint, kann ich mir gut vorstellen, dass viel Wahres dran ist. Aber auch mir gegenüber benahm sie sich gleichgültig und teilnahmslos. Schon in der Vergangenheit witterte ich, wie kleinkariert, gastunfreundlich und egozentrisch sie ist. Ihre Nettigkeit wirkte nicht selten aufgesetzt.

Die Situation war angespannt, ich fühlte mich hilflos unter der erzwungenen Konversation und bemühte mich, 'nen lockeren Austausch herzustellen – im Vermeiden einer Ausuferung. Sobald sich Pascals Tonlage vor Wut verschärfte, trat ich ihm gegen das Schienbein und wechselte ruckartig das Thema. Es ist fruchtlos, sie auf ihr Verhalten anzusprechen, denn es liegt ihr fern, sich selbst zu reflektieren.

Auf der Zugfahrt ließ er seinen Dampf ab. Dass ihm seine Mutter weder ein Geschenk überreicht noch uns ein frohes Fest gewünscht hatte, verschlug auch mir die Sprache. Ich riet, zukünftig auf die lange Reise zu verzichten. Ich jedenfalls würde sie ungern wieder auf mich nehmen, nur um diese Strapazen aushalten zu müssen, zumal es nicht meine Aufgabe sei, mich in deren Angelegenheiten einzumischen.

Den darauffolgenden Tag verbrachte ich auf der Weihnachtsfeier der Wohnungslosenhilfe.

Ganz überraschend hatte ich kurz vorher erfahren, dass ich mein Praktikum in einer anderen Einrichtung, bei der ich mich gerade erst beworben hatte, schon nach den Weihnachtsferien weitermachen darf. Bei einer Beratungsstelle für drogengebrauchende und sich prostituierende Frauen. Im Januar geht's los.

Mein Chef wusste bereits Bescheid, meine Kollegen mussten erst noch in Kenntnis gesetzt werden. Nach dem Essen hielt ich eine kurze Rede, bei der ich mich für die Zusammenarbeit bedankte und meine Entscheidung für den Wechsel begründete. Beinahe bereute ich den Entschluss, da ich mit so viel Bedauern nicht gerechnet hätte. Jeder Einzelne erhob sich und trat vor, um mich zu drücken und mir alles Gute zu wünschen; die Türen stünden immer offen. Besonders bewegten mich die Zeilen auf der Postkarte meines Chefs: *Liebe Victoria, vielen Dank für deine Kreativität und offene, menschliche Art. Du hast etlichen Besuchern ein Lächeln ins Gesicht gezaubert.*

Der 24. bei Susi verlief harmonisch. Wir tranken den letzten Glühwein in diesem Jahr, machten eine kleine Bescherung und kochten französisches Huhn zu Rosmarinkartoffeln. Mom ist enttäuscht darüber, dass ich so selten bei ihr zu Hause bin, weil ich mich davor ängstige, an meine Kindheit zurückerinnert zu werden.

Daran, wie unsere kleine Familie zerbrach. Konnte sie überhaupt zerbrechen, wo es sie eigentlich *nie* gegeben hat?

Vielleicht fürchte ich mich auch vor den möglichen Déjà-vu-Erlebnissen dieser schwierigen Zeit *nach* der Trennung. In der ich die Not meiner dann alleinstehenden, unsicheren, auf mich zentrierten Mutter *noch* heftiger miterlebte, für sie da sein, sie trösten musste und im Pubertätsalter die Essstörung für mich entdeckte. Wie wir vor dem Fernseher saßen und sie mich ermahnte, während ich unkontrolliert den Kühlschrank leerte – nicht ahnend, nicht wissen wollend oder *könnend*, dass ich den ganzen Fraß wieder ausgöbeln würde. Ja ... für das ihrer Generation typische Wegsehen hasste ich sie damals manchmal. Für das Verklemmtsein, die Scham und Sprachlosigkeit. Dafür, dass die für mich entlastende Offenbarung meines Leids, das sie aus Überforderung in dem Umfang nicht nachvollziehen konnte, sondern zu meiner Enttäuschung, genau wie Klaas, kritisierte. Und dafür, dass durch ihre Sorge mein Leid schnell zu *ihrem* Leid wurde. Was mich wiederum reumütig, grantig und verschlossen machte. Gegen den eigenen, verbal und präverbal mitgeteilten, von meinen vermeidenden Eltern unbeachteten, in mir aufgestauten, abgespaltenen Schmerz rebellierend, begann ich hinter verschlossenen Türen mit sechzehn das Ritzen. Das tat ich drei Jahre später (kurz nach meinem Auszug, der das Verhältnis zwischen Mama und mir besserte, das längst nicht immer so rosig war, wie mein Vater spekulierte) ebenfalls. An einem Abend im Winter, an dem die Wände immer näher kamen, der Raum kleiner und kleiner wurde. Bis er mich beengte und zerquetschte. Ich rief Susi an und beichtete die Selbstverletzung. Innerhalb von zwanzig Minuten klingelte sie an meiner Wohnungstür, sammelte mich ein und brachte mich zu Bett. Mit den Worten: „Ich hab mir immer gewünscht, dass du dich hier wohl fühlst. Gehofft, dass du mich besuchst, bei mir schläfst, dich von mir bekochen lässt ... Aber du bist nicht gekommen.“ Danach starrte ich – wie ich es voller Schuldgefühl wegen Christinas Ablehnung schon als Eineinhalbjährige tat – in die gespenstische Dunkelheit. In das Jugendzimmer, das ehemals einem Kunstmuseum geglichen und meine komplette Geschichte erzählt hatte, und von dem ich zum Tschüss-Sagen gern noch ein Foto gemacht hätte. Alle Poster, alle Bilder, alle blutverschmierten Postkarten, alle getrockneten Rosen von Exgeliebten, alle Rasierklingen ... futsch. Ausgerottet. Ohne mich zu involvieren.

Back in the present: Am Nachmittag stießen ihre beste Freundin und mein Partner dazu. Wir tranken, ulkten, quasselten und blieben bis nachts. Es war so schön, dass ich am liebsten geblieben wäre. Im Auto auf dem Heimweg mit Paschi fing ich aus heiterem Himmel zu flennen an. Plötzlich überfiel mich die entsetzliche Einsicht, dass ich den Verlust von Susi niemals verkraften könnte.

Seitdem Papa und mein Bruderherz fort sind, werde ich öfter von der Furcht ergriffen, auch Mom irgendwann loslassen zu müssen. Nichts macht mir mehr Angst als ihr Tod. Denn sie stellt einen Großteil meines Lebenssinns und -inhalts dar. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn es sie nicht gegeben hätte. Und ich weiß auch nicht, ob und wie ich weiter existieren kann, wenn sie unter der Erde liegt.

Susi hat mir die Liebe geschenkt, zu der weder meine Erzeugerin noch mein Adoptivvater fähig waren. Natürlich ist sie nicht unfehlbar – wer ist das schon? Nichtsdestotrotz beschützte sie mich in Gefahrensituationen und nahm jeden Kummer auf sich, um mir das Gefühl von Geborgenheit zu geben. Auch wenn sie selbst die große Liebe nicht in einem Mann hat finden können – no idea, ob sie mir bereits begegnete oder jemals begegnen wird –, so aber haben wir die große Liebe *füreinander* gefunden. Eine unerschütterliche Liebe zwischen einer Mutter und ihrem Kind, wie sie stärker gar nicht sein kann.

Ich fühle mich verantwortlich dafür, ihr Leben erschwert zu haben. Wo sie es doch in ihren zwei Ehen schon hart genug hatte. Die vielen Jahre, die sie um meine Gesundheit bangte, die vielen Momente, in denen ich sie mit meinem Unglück bedrückte und glaubte, sie würde an ihm sterben. Ich hätte ihr eine Tochter gewünscht, die stabiler und einfacher ist als ich; die sie nicht ununterbrochen mit neuen Problemen belastet. Oder wenigstens einen starken Gatten, der ihr einen Teil dieser Hürden abnehmen könnte. Umso mehr bewundere ich Mama für ihre Bereitschaft, mit mir die Kommunikation zu lernen, und für das unermüdliche Durchhalten. Was wir alles überwandten ...

Wie oft ich auch daran dachte, meinem Leben ein Ende zu setzen ... Ich könnt's allein aus dem Grunde nicht tun, das ihre zu bewahren. Es wäre fahrlässig. Unter Tränen hatte sie mal gewimmert: „Hör auf, über deinen Selbstmord zu reden. Dann kann ich mir ja gleich die Kugel geben!“

Wieso kann ich es nicht lassen, mir selbst zu schaden? Wenigstens für Mutti ...

Eines Tages wird sie eventuell *meinetwegen* nicht bereit sein, mit einem *guten* Gefühl zu gehen. Daher hoffe ich für uns beide, dass das Schicksal vorgesehen hat, mich bis dahin zu festigen und meinen Weg zu finden.

Ständig frage ich mich, ob ich Mama häufig genug in die Arme nehme, ob sie mehr Streicheleinheiten und Nähe ersehnt, ob sie sich in den Schlaf weint, ob sie wohl einsam ist in ihrem kleinen Zuhause, ob sie ihre Eltern, die lange vor meiner Zeit gestorben sind, vermisst, und ob sie es mir sagen würde, wenn sie erführe, unheilbar krank zu sein. Was mich jetzt schon in minimalste Staubpartikel zerbröselt, ist die Vorstellung von dem Augenblick, in dem ich mir vorwerfe, nicht ausreichend meine Zuneigung bewiesen und mich nach ihrem Wohlbefinden erkundigt zu haben. Von dem Augenblick, in dem das herzliche Lachen meiner Mutter verstummt. Von dem Augenblick, in dem ich vergeblich auf eine Nachricht oder das Klingeln des Telefons warte. Von dem Augenblick, in dem mir klar wird, dass ich sie nie wiedersehen, mich bei ihr einhaken, ihre weiche Haut berühren, mit ihr reden, mich für sie interessieren und bedanken kann. Mein Herz würde mit ihr schwinden und das ihre bei mir bleiben.

Mom ist nun neunundsechzig. Wenn ich so bald nicht imstande bin, mich selbst zu retten, dann bitte, Gott, falls es dich gibt, schenk Mama unendlich viele gesunde und glückliche Jahre.

Schwafeleien und Machogehabe

31. Dezember

Da ist sie wieder die Depression. Seit zwei Tagen und drei Nächten tue ich kaum etwas anderes, als ununterbrochen zu grübeln, mich in Rage zu denken. Ich kann noch nicht einordnen, was der Auslöser war, bin jedoch sicher, dass Pascal Teil dessen ist. Der andere Teil wird der Abschied von Lukas gewesen sein, den ich jetzt erst so richtig verarbeite. Nein, eigentlich ist alles schuld, was mich emotional berührt.

Den zweiten Weihnachtstag verbrachten Paschi, Mutti und ich bei Oma. Zu Besuch kam unter anderem der Bruder meines Onkels. Wir sprachen eine ganze Weile über Andys Selbsthinrichtung und sahen uns die Bilder der Beerdigung an. Auch Papa war Thema ...

Abgesehen von der Futterei war es ein fabelhafter Abend. Trotzdem ertrug ich das Miteinander schwer. Ich hatte keinen Bock, mich zu unterhalten, wollte nichts als Rückzug. Vor allem aber ekelte ich mich vor Pascals Essmanieren. Sein Haupt hing geradezu in der Geflügelsalatschüssel, die er zur Hälfte leerte. Zusätzlich stopfte er sich ein Toast nach dem anderen rein (es gab Kekse, Kuchen und Torte vorweg!). Anschließend ächzte er, wie voll er sei. Sein Bauch quoll dick über den Hosengürtel. Und pausenlos rülpse er in seine Hände. Dagmar rollte die Augen, Susi gestikulierte das Kotzen. Es brachte natürlich nichts, ihn darauf aufmerksam zu machen. Wie sonst auch stritt er alles ab, kochte runter, drehte mir die Sätze im Munde um. In solchen Momenten frage ich mich, wie ich's mit ihm aushalte. Inzwischen sind wir eineinhalb Jahre zusammen. Ein ungleiches Paar zwar, aber immerhin mit ausreichend Gemeinsamkeiten. Allerdings hab ich einiges an ihm auszusetzen: seine aufbrausende Ungeduld, sein prolliges Gebaren und Machogehabe.

Wir sind uns in so 'nem Aufreißerschuppen auf'm Kiez begegnet. Ich weiß nicht mehr, wie wir ins Gespräch kamen. Vermutlich lag's am Alkohol.

Obwohl er mir auf den ersten Blick optisch zu sehr nach Türsteher aussah, fühlte ich mich stark von ihm angezogen. Von seinem strahlendweißen Lachen, den leuchtenden, grünen Augen und der kräftigen Statur. So ein richtiger Bodyguard und Anlehnungstyp.

Die ersten Dates folgten. Er begeisterte mit Charme, rauer Stimme, attraktiver Männlichkeit, die auch anderen Damen den Kopf verdrehte, Unterhaltsamkeit, Zärtlichkeit und nicht zuletzt mit seinem Jagdinstinkt, mich hartnäckig zu erbeuten. Denn anfänglich wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, ihn als Partner in Erwägung zu ziehen. Damit, dass er mal verheiratet gewesen war, hatte ich kein Problem. Ich schätzte seine Offenheit und Ehrlichkeit auf Anhieb. Er erzählte mir von der Ehe und seiner letzten Exfreundin. Während er damals über die Scheidung nachdachte, weil seine Exfrau nach eigenen Worten geldgierig, faul, zickig und hinterlistig gewesen sein soll, setzte sie heimlich die Pille ab und wurde

schwanger. Unabhängig von seiner Trennungsabsicht fühlte Paschi sich noch nicht bereit, eine Familie zu gründen. Er befand sich gerade mitten im Aufstieg seiner Berufskarriere beim Bund. Daher forderte er die Abtreibung, die sie verweigerte. Demnach probierte man es weiter, wobei die Gefühle bereits erloschen waren. Wenig später ging sie ihm mit einem anderen fremd, den sie dann auch heiratete.

Nach der Scheidung schwängerte er seine Exfrau im Ausrutscher ein zweites Mal. Um ihr Liebesglück vollkommen zu machen, bat sie ihn, die gemeinsamen Kinder zur Adoption freizugeben. Ihr Mann würde sich der Vaterrolle annehmen. Er willigte ein und beendete sogleich die Zahlung des Unterhalts.

Eine ziemlich üble Phase folgte. Er verlängerte seine Laufbahn beim Bund nicht, sondern zog stattdessen hierher, verschuldete sich, meldete Privatinsolvenz an, driftete in falsche Kreise ab und beging ein paar Straftaten.

Meine Vorgängerin lernte er im „Milieu“ kennen. Geblendet von der rosaroten Brille ließ Pascal sie schon nach einem halben Jahr bei sich einziehen. Dann aber stellte sich heraus, dass sie in ihrer Art „dumm wie Brot, krankhaft eifersüchtig, manipulativ und gestört“ war.

Eines Tages, nachdem sie seine Pornosammlung entdeckt hatte, tickte sie gänzlich aus und ging mit einem Gürtel auf ihn los. Die Streitereien eskalierten so weit, dass sie ihn mit einem Messer attackierte, woraufhin er reflexartig ausholte und ihr eine scheuerte. Und ich dachte, *ich* wäre verrückt!

Dass ein Mann eine Frau schlägt, ganz gleich, was sich diese leistet, ist ein absolutes *No-Go*, das sich mit *nichts* entschuldigen lässt. Daher entschied ich, das Ganze langsam angehen zu lassen, zumal ich mir meinen Traumprinzen ganz anders vorstellte. Mit seinen ehemaligen Kreisen hatte er glücklicherweise nichts mehr am Hut; mittlerweile arbeitete er als Bauarbeiter. Mir waren hin und wieder lediglich sein Styling (Unterhemd, Tarnhose, Armyboots) und sein Auftreten (Undercut, geschmacklose Tribal-Tattoos) peinlich. Aber daran konnte ich drehen und das tat ich. Inzwischen gelt er die Locken wie James Dean aus der Stirn, und Koteletten zu Stoppelbart zieren sein markantes Gesicht. Er trägt weiße Hemden, aus dem seine braunen Brusthaare herausblitzen, und schicke Jeans, gelegentlich zu Anzugschuhen.

Nach einem knappen Monat passierte das mit Lukas. Paschi war so rührend für mich da, dass ich mich in ihn zu verlieben begann. Vielleicht hatten wir einander gerade deshalb gefunden, um uns gegenseitig Halt zu geben.

Die Wochen verstrichen. In erster Linie schön, aber auch nicht unproblematisch. Hie und da kam seine Spießigkeit zum Vorschein. Dass ich in meiner Singlezeit sexuell nicht weniger aktiv war als er, verärgerte ihn derart, dass er mich als *Bitch* beleidigte. Die Einstellung, Frauen hätten nicht die gleichen Rechte wie Männer, wurde lange zum lästigen Thema, das mich mehrere Male zum Absprung motivierte.

Darüber hinaus führten wir zahlreiche Diskussionen über mein Bedürfnis nach Raum und Freiheit, von dem ich zu Anfang geglaubt hatte, er würde es gut händeln können. Nun bin ich in seinen Augen *anormal*, weil ich die Auffassung, jede

freie Minute zusammen verbringen zu müssen, nicht teile. Es brauchte viel Geduld, bis er lernte, das einigermaßen zu akzeptieren und zu tolerieren.

Wir haben wirklich etliches durchgemacht und übergestanden. In gewissem Rahmen ergänzen wir uns. Wenn der eine schwach ist, ist der andere stark. Ich glaube, wir sind vor allem *so* weit gekommen, weil Paschi beharrlich blieb und niemand ist, der jammert oder gerne zofft. Außerdem brachte das Vertrauen, den anderen in- und auswendig zu kennen, Stabilität in unsere Beziehung. Die langsam zerbröckelt ...

Er versicherte mir, er werde zukünftig ein *sauberes* Leben führen. Das erwarte ich auch. Ebenso wie das Verändern seines Dauerpleitezustands.

Zu meiner positiven Überraschung trat er daher einen neuen Job an, der ihm mehr Geld einbringt, und setzte sich das Ziel, die Insolvenz aufzulösen. Klang super ... Dass er sein Ziel jedoch von seinem besten Freund Steffen, der angeblich ein paar Millionen von seinem Onkel erbt, abhängig macht, ist Grund Nr. 1, der mich daran zweifeln lässt, ob das mit uns weiterhin Bestand hat. Die zwei planen nämlich ein gemeinsames Geschäft, für dessen Vorbereitung Pascal keine negativen SCHUFA-Einträge haben darf. Demzufolge wird Steffen ihm den Insolvenzbetrag auszahlen und für sein Einkommen sorgen. Ob Paschi sich gar nicht schlecht dabei fühle, ein solch großes Angebot von einem *Freund* anzunehmen, fragte ich. Versprochen sei versprochen, trotzte er. Ich hätte das Erbe von Klaas schließlich ebenfalls angenommen. Damit hat er zwar Recht, aber im Gegensatz zu ihm steht mir das als *Tochter* zu!

Weil Steffen ein Schwafler ist, ahne ich, dass Pascals Sechser-Lotto-Luftballon über kurz oder lang platzen wird. Davon will er natürlich *nichts* wissen. Lieber schwelgt er im Nebel der Illusionen, in absehbarer Zeit in Gold zu schwimmen und spätestens mit fünfzig in Rente zu gehen.

Zuerst träumten sie vom Aufbau eines Clubs, dann eines Restaurants, dann einer Immobilienfirma. Und jetzt vom Führen eines Motorradfachhandels, dessen Betreiber noch keine Filiale in Hamburg hat.

In ein paar Jahren hat Steffen vor, sich in Barcelona abzusetzen, um die Sonne zu genießen, während mein Partner die Filiale allein weiterleiten soll, was seiner Meinung nach ganz *easy* sei – mit so *ein paar* kaufmännischen Maßnahmen. Seine Blauäugigkeit finde ich einfach nur minderbemittelt. Eine gemeinsame Zukunft? Nicht auszudenken. Da braucht es Verantwortungsbewusstsein.

Vergangene Woche wollte ich erfahren, warum er keine Radiorundfunkgebühren zahle. Ob er nicht ermahnt werde? Seine einfältige Antwort: „Die verlangen von mir, dass ich im Nachhinein 500 Euro bleche. Aber das können die sich abschminken. Die Gebühren sollen 2017 eh gesetzlich abgeschafft werden. Von *mir* sehen die *keinen* Cent!“

„Ach, und du glaubst, dass du ohne Weiteres damit durchkommst? Natürlich wirst du blechen müssen. Auch dann, wenn das Gesetz tatsächlich abgeschafft werden sollte.“

„Nö, Quatsch!“ *Genau, die Forderungen lösen sich wie 'n dahinschwebendes, vom Winde verwehtes Püpschen auf...*

Kein Plan, ob ich mit so einer Blödheit leben kann. Weil ja auch der Versuch, ihm die Äuglein zu öffnen, nichts bringt.

Ich dachte, ich hör nicht richtig, als er mir vorschlug, seine Wohnung zu übernehmen – er und Steffen zögen in ein Haus an der Elbe.

„Deine Bude ist mir zu teuer“, brummte ich.

„Und wenn ich sie dir bezahle?“

„Wovon denn ...?“

„Na, wart nur ab, bald verdiene ich mindestens das Dreifache“, bluffte er – aufgebäumt wie ein Orang-Utan.

Ich lachte gehässig. „Da freu dich mal nicht zu früh, meen Jung! Bring ma' lieber eigenständig was auf die Beine. Was, worauf du stolz sein kannst. Und lass dir sagen: Ich werde mich *im Leben nicht* drauf einlassen, mich finanziell von 'nem Kerl abhängig zu machen!“

Bisher konnten wir kein einziges Mal gemeinsam in' Urlaub fliegen, weil Pascal seine Kohle für „wichtigere“ Dinge zum Fenster rauswirft. Zum Beispiel für ein aufwendiges *Cover Up*, mit dem er den Namen seiner Ex übertätowieren ließ, für Klamotten und Fitnessgeräte. Auf mein Bedauern hin folgte der Satz: „Bevor ich mein Geld für *dich* ausgabe, gebe ich's lieber für *mich* aus!“

Zurück zur Insolvenzauflösung. Paschi setzte seine Exfrau darüber in Kenntnis, nun nachträglich für die jahrelang nicht erfolgte Kindesunterhaltszahlung, die sie selbstverständlich eingeklagt hatte, aufzukommen und ihr 10.000 Euro zu überweisen. Bei der Gelegenheit fragte er, was aus der Adoption geworden wäre (vor dieser ist man nämlich Pflegekind). Als sie ihm mitteilte, dass ihr Mann längst offizieller Vater seiner Kids sei, jubelte er: „Juhu, jetzt hab ich keine Kinder mehr!“ Ich war fassungslos. Ein Glück, dass ich kein Bedürfnis verspüre, mich jemals von schreienden Windelkackern oder durch Heirat um meine Freiheit bringen zu lassen. Ich male mir die Rente und mein Abnippeln eher so aus: Einsam, aber zufrieden in Spanien rauchend auf einer kleinen Veranda mit Meerblick aus Altersschwäche beim Schreiben einschlafen ...

Momentan geht's mir schlecht, weil ich im Zwiespalt bin. Sobald ich labiler werde, fällt es mir *noch* schwerer, Nein zu sagen und Grenzen zu setzen. Eigentlich hatte ich ursprünglich im Sinn gehabt, meine Ferien in erster Linie für *mich* zu nutzen. Stattdessen haben Paschi und ich fast zwei Wochen lang aufeinandergehockt. Aus Angst vor dem Alleinsein ging ich auf sein Nähegesuch ein. An dieser Nähe erstickte ich allerdings. Denn er hing wie eine Klette an meinem Rockzipfel, offenbarte mir sekundlich seine lovely feelings, schwärmte entflammt, wie wundervoll unsere Beziehung sei, und küsste mich pausenlos. Parallel dazu lagen wir furzend in Jogginghosen nebeneinander vorm Fernseher. Er

fraß Tafeln Schokolade, von denen er ständig aufstoßen musste. Müde dachte ich daran, wie sehr wir uns gehen lassen und dass ich aufhöre, Lust zu empfinden. Ganz besonders dann, wenn mir aufgrund der vielen Eier, die er gegessen hat, 'ne Mundgulliwolke entgegenweht.

Das Sexleben ist eingeschlafen. Hatte ohnehin was von poppenden Nilpferden. Er weiß, dass ich nicht besonders auf dicke Männerbäuche stehe. Trotzdem bemüht er sich nicht, diesen wieder loszuwerden, sondern behauptet stattdessen, ich sei oberflächlich und ein bisschen Speck dürfe unsere Liebe nicht beeinträchtigen. Tut's auch nicht. Es untergräbt nur eben mein erotisches Begehren. Darüber hinaus wird meine Eigeninitiative zur Verführung durch nichts so sehr gekillt, wie durch die *wiederkehrende* Absehbarkeit oder gar Ankündigung von Vögelei, der ich mich unterwerfen soll. Mich nerven seine plumpen Anspielungen, wenn er spontan seinen Schwanz auspackt, ihn wild durch die Luft schleudert und ruft: „Ich hab Druck! Macht nix, wenn ich mir vor dir 'nen runterhole, oder?“ Natürlich sieht er sich als Mann berechtigt, sein Bumsverlangen *allzeit* zu befriedigen.

Vor Kurzem hatte Sascha Braemer im Übel&Gefährlich aufgelegt. Auf der Party überspannte Pascal den Bogen deutlich, als er in Protz-Allüre „Boa, hier laufen echt hübsche Tussis rum!“ grölte. Und ein paar Minuten später zu 'ner Hotpants linsend: „Hab der Alten grad auf'n Arsch geguckt!“ Zu guter Letzt wollte er ohne mich dancen. Das fühlte sich verdammt scheiße an. Innerlich gäerte das Gift in mir. Ich hasste ihn abgrundtief für seine Rücksichtslosigkeit, so gedankenlos und unsensibel daherzureden, obwohl er selbst mehr als empfindlich ist. Ich kam mir betrogen vor, weil ich diese Seite an ihm bisher nicht kannte. Sie war mir völlig fremd. Sonst gab er mir stets das Gefühl, die Einzige für ihn zu sein. Da stand ich direkt bei ihm und er hatte nichts Gescheiteres in der Birne, als den Weibermarkt abzuchecken! Wollte er mich *bewusst* eifersüchtig machen und kränken? Hatte er Blut geleckt; bekam er Bock, 'ne andere zu pimpern? Welcher Kerl glotzt Mädels nicht aufs Hinterteil ... Nix Neues. Mach ich auch. Aber in seiner *Abwesenheit*. Meine Ansprache speiste er mit dem Kommentar „Ey, was stellst du dich so an?“ ab.

Kann mich gut an seinen Geburtstag erinnern. Wir warteten in der Schlange vorm Waagenbau – ich unterhielt mich für wenige Minuten mit 'nem Typen, der wissen wollte, ob ich Pillen verkaufe. Pascal rastete komplett aus. Wenn er betrunken ist, kann er ziemlich ekelig werden. Freundlich forderte ich ihn auf, mich nicht so anzuschreien. Ich würde mir von ihm nicht sagen lassen, mit wem ich zu sprechen habe und mit wem nicht. Er schrie weiter, also verlangte ich seine Schlüssel. „Merkst du noch was?“ – bei dieser Art reißt mir generell der Geduldsfaden. Ich rannte los zu seiner Wohnung, um meine Sachen zu packen, und war froh, als ich mein Zuhause (wir wohnen nicht weit voneinander entfernt) erreichte. Bald darauf schlug er gegen das Terrassenfenster und flehte, ihm aufzumachen. Ich drückte mein Gesicht in die Kissen und hielt den Atem an, bis er weg war.

Der Fall im Übel&Gefährlich hat Spuren hinterlassen. Er bedrückt mich ganz besonders heute, am Tag der bevorstehenden Silvesternacht. Ich habe immer ge-

hofft, dass uns Interessantmachspiele erspart bleiben würden und ich bei ihm nie einen Grund hätte, mir Sorgen um Untreue zu machen, oder Gier zu verspüren, mich an ihm zu rächen. Nun wendet sich das Blatt und ich gerate in titanische Panik, ihn zu verlieren. Nichts scheint mehr sicher. Das zerreißt meine Eingeweide. Trotz allem, was mir zum Halse raushängt, ist er mein Anker. Ich bin eingelaufen, gestrandet in diesem Hafen und will den Kurs meiner Segel noch nicht wechseln. Zugleich gebe ich mich auf. Wie immer. Großzügig und vertrauensvoll lasse ich ihn mit seinen Kumpels um die Häuser ziehen. Aber mir labert er das Feiern mit meinen Freundinnen so lange madig, bis ich einknicke und verzichte.

Wut

*Allmählich verlässt mich die Geduld und packt mich die Wut,
Schneiden sich Aggressionen ins Fleisch, ersaufen im Blut.*

*Kann deine Liebe und Vereinnahmung nicht mehr ertragen,
Würd' aus Verzweiflung am liebsten gegen Mauern schlagen.*

*Ewig korrigierst du mich, machst dir ein falsches Bild von mir,
Bin sicher, dass ich deine Kritik keinen Tag länger akzeptier'.*

*Das Seil, das uns einst verband, ist zerschlissen, nun gerissen,
Wann hörst du endlich auf, mich zu lieben, mich zu vermissen?*

*Glaubst du ernsthaft, mich in- und auswendig zu kennen?
Dann sollten sich vielleicht besser unsere Wege trennen.*

*Denn – wie es scheint – weißt du rein gar nichts über mich,
Ich war doch von Anfang an lediglich eine Illusion für dich.*

*Wie konnt' ich nur so naiv sein, dich für loyal zu halten,
Wo du jetzt beweist, dauernd auf Durchzug zu schalten.*

*Wieder einmal wurd' ich enttäuscht von einem Mann,
Der mit meinem Charakter nicht umgehen kann.*

Zu träumen ist der beste Weg, um der Realität zu entfliehen. Ich tagträume viel, wenn ich verletzt bin. Dann versetze ich mich zurück in die Vergangenheit. In Situationen hinein, in denen es mir gelang, auch ohne Alkohol und Drogen unbeschwert zu tanzen. Zeiten, in denen meine dunklen Launen seltener aufkamen, kaum konstant blieben. Nachts holen mich Träume ein, die ich, wenn ich auf-

wache, probiere weiterzuträumen. Weil ich oft Verflorenen begegne, die ich nicht haben konnte, nicht vergessen kann. Nach solchen Träumen quält mich eine Sehnsucht, die mich traurig und melancholisch stimmt, weil sie mich als eine andere wiederbeleben. Als eine, die ich war und nie mehr sein werde. Ich bin eine Erinnerin und Bewahrerin.

Ausnahmezustand

4. Januar 2016

Mein Ergebnis beim Bleigießen *Vorsicht Hinterhalt! Bleiben Sie standhaft und halten Sie nicht an ausweglosen Dingen fest* wird jetzt mein Motto für dieses Jahr.

Silvester verlief zu meiner Erleichterung reibungslos. Paschi und ich tranken mit Steffen vor, jagten ein paar Böller ins All und sahen uns das bunte Feuerwerk an. Nach Mitternacht zogen wir zu zweit weiter ins Waagenbau und verschmolzen im Rausch elektronischer Klänge. Durch das Speed, das wir reichlich gezogen hatten, waren wir aufgedreht. Zwischendurch wurden wir von kleinen Tiefs eingeholt, in denen wir spürten, dass unsere Energie nachließ und die Glieder erschlafften. Ich wollte und konnte aber nicht aufhören zu tanzen und bemühte mich, Paschi mit meiner Ausdauer anzustecken. Das war nicht einfach, daher lästig. Außerdem behielt er mich so penetrant im Blick, dass ich mich gezwungen fühlte, ihm ständig demonstrieren zu müssen, ja nicht mit anderen zu flirten und ausschließlich Augen für ihn zu haben. Immerhin feierten wir bis 7 Uhr durch und spazierten zum Ausnüchtern bei Morgengrauen 'ne halbe Stunde heim. Wir befanden uns in diesem widerlichen Zustand, in dem man zu munter zum Einschlafen und zu kaputt für Unternehmungen ist. Apathisch glotzten wir an die Decke. Der Kopp wummernd, das Herz rasend, die Beine wippend. Wir schauten einen Film nach dem anderen, stopften appetitlos die Pappmäuler, kuschelten und entschlossen wehmütig, den Rest des Scheißzeugs in den Abfluss zu schütten – uns einig darüber, dass Amphetamine auf Partys nicht zur Gewohnheit werden sollten, nur um unserer Beziehung den gewünschten Kick zu verpassen, der ihr fehlt. Das hätten wir schon längst tun sollen. Mit meinem Knacks ist das grad zu heikel. Der Konsum ist nämlich eine wunderbare Methode, mich und meine Gedanken auszuradieren, was wiederum das psychische Abhängigkeitspotenzial erhöht. Hinzu kommen zwei positive Nebeneffekte: Gewichtsverlust und meist ausbleibende Übelkeit bei größeren Mengen Alkohol. Die vertrage ich sonst wegen meiner Magenschleimhautentzündung nicht.

Den Tag darauf waren wir noch immer benommen und völlig übermüdet. Wir gingen Kaffee trinken und ins Kino. Anschließend landeten wir wieder vor der Flimmerkiste.

Plötzlich erhielt ich eine unerfreuliche Nachricht von Charly – in Bezug auf ein Thema, von dem ich dachte, es würde sie nicht weiter beschäftigen. Dem war

bedauerlicherweise nicht so. Denn Charly, die ich kürzlich in Begleitung meiner und ihrer Freunde im Peter Pane in der Langen Reihe getroffen hatte, was wegen irgendeines dummen Missverständnisses wieder in kreischendem Desaster geendet war, schrieb: *„Deine Worte, du stoßest an deine Grenzen mit mir, ich sei dir und deinen Leuten zu krass, haben mich extrem verletzt. Damit hast du meinen wunden Punkt getroffen und mir das Gefühl vermittelt, nicht zu und hinter mir zu stehen. Das zieht mich runter. Es ist nicht mein Ding, mich mit dir allein zu treffen. Ob wir uns an Silvester sehen, hast du mich auch nicht gefragt. Ich häng an dir, aber komm nicht mehr klar.“*

Meine Antwort: *„Ich habe dich nicht nach Silvester gefragt, weil ich bereits wusste, dass du nicht mit ins Waagenbau kommen würdest ...“* Ich habe sie aber auch deshalb nicht gefragt, weil ich sie schützen wollte. Sie hat eine lange Suchtvergangenheit hinter sich und kann's nicht ab, wenn jemand aus ihrem Bekanntenkreis konsumiert. *„... Mir war's stets lieber, dich allein zu treffen, um dich genießen und dir zuhören zu können ...“* Darüber hinaus nervte mich, dass sie ständig neue, kaputte Gestalten aus irgendwelchen Facebook-Krisengruppen mitbrachte, mit denen ich nichts zu tun haben mag. *„... Ich hab mich immer bemüht, dir eine gute Freundin zu sein, indem ich dir bei deinem Kummer regelmäßige Ratschläge gab. Ich denke, dass jeder seine Grenzen hat, die er wahren sollte, wie auch ich deine respektiere. Du hast mich nicht selten ebenfalls mit deiner offenen und direkten Art verletzt. Dennoch ist's wichtig, ehrlich zu sein. Ich war ehrlich zu dir, du bist aber nicht ehrlich mit dir selbst. Für mein Empfinden bist du zu problematisch, als dass ich stark genug sein kann, all deine Lasten aufzufangen. Ich habe oft den Eindruck, dass ich dir keine Hilfe bin, weil du meine Hilfe nicht annimmst. Ich bin sicher, dass du selbst weißt, dass die Wege, die ich dir für dein Wohl aufzeige, ein Schritt in die richtige Richtung sind. Nur du kannst für dich herausfinden, welchen Weg du einschlagen möchtest. Noch fühlst du dich nicht bereit, dich damit auseinanderzusetzen. Du willst die Wahrheit nicht sehen, weil sie ein Stück weit wehtut, dir lästig und zu anstrengend ist.*

Du hast Recht, du bist mir und meinen Leuten zu extrem. Die Konstellation passt nicht, weil sie unterschiedlicher gar nicht sein kann. Dagegen ist es falsch zu behaupten, dass ich nicht zu dir stehe. Ich habe dich jedem meiner Bekannten und Partner vorgestellt. Deine Nachricht macht mich traurig. Aber vielleicht ist der Zeitpunkt gekommen, an dem wir uns nicht mehr guttun und eine Pause einlegen sollten.“

Mit *extrem* meine ich weniger Charlys Erscheinungsbild, das zugegebenermaßen auch recht heavy ist für eine Enddreißigerin – Gothicgarderobe, Tattoos am ganzen Körper, Irokesenschnitt, aufgemalte Augenbrauen und künstliche Wimpern –, sondern ihre rabiate, nicht selten vulgäre Ausdrucksweise. Und ihre psychischen Krankheiten (chronisches Erschöpfungssyndrom, Depression und Borderline), die meinen zwar ähneln, die sie jedoch so stark einschränken, dass sie sich zu fast nichts mehr fähig fühlt.

Charly fasste meine Worte als Kritik, mit ihr stimme was nicht, auf. *„Du kannst mir nicht einerseits deine Probleme aufbürden, andererseits erwarten, dass ich*

diese unkommentiert lasse. Du fragst mich nach meiner Meinung, aber meine Meinung gefällt dir nicht“, wies ich sie in ihre Schranken. Es hatte keinen Sinn, weiter darauf einzugehen. Vermutlich war sie aus dem Grund emotional geladen, da sie schon Weihnachten alone verbringen musste. Sie hatte gerade einen Typen kennengelernt, vor dem ich sie warnte, nicht zu voreilig zu sein; nicht gleich ihre ganze Geschichte auspacken und ihm zu erzählen, sie leide unter Näheängsten, Panikattacken und Zwängen (dem Drang, Spiritus zu saufen, beispielsweise). Oder ihm gar beim zweiten Date zu gestehen, sich in ihn verliebt zu haben, obwohl sie eher „verkehrtherum“ als bi sei. Sie handelte genau entgegengesetzt, woraufhin er das Interesse verlor, was sie arg kränkte.

Mit Pascal sprach ich noch 'ne Weile darüber. Ich weinte, weil mich Diskussionen solcher Art auslutschen. „Weißt du, als junges Mädchen hab ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als eine beste Freundin zu haben. Ich kenne Charly inzwischen seit neun Jahren. Das wirft man doch nicht einfach wech ... Aber seit sie nur noch durchhängt und es nichts als ihre Lebenskrisen zu besprechen gibt, bin ich mit meinen Kräften am Ende. Sobald ich mal *mein* Herz ausschütten möchte, blockt sie ab. *Alles* ist ihr zu viel. Sie schafft es nicht, ein Ohr für mich offen zu halten, weil sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist. Ich kann's ihr nicht verübeln, sie trägt keine Schuld an dem, was ihr widerfahren ist. Wegen der Folter und dem sexuellen Missbrauch durch den eigenen Vater, vor dem ihre Mutter die Augen verschloss, wird sie wahrscheinlich niemals richtig gesund werden. Wie aber will sie wenigstens *ein büschen* an sich arbeiten, wenn sie *jeden* Klinikaufenthalt abbricht und nicht lernt, einen routinierten Alltagsablauf zu bewältigen? Es ist, als hätte ich eine Klientin zur Freundin. Nur dass es deutlich schwerer ist, sich in dieser Beziehung abzugrenzen. Ich brauche neben der Sozialen Arbeit einen leichteren Umgang mit Menschen in meiner Freizeit.

Im Grunde genommen schade ich mir selbst, solange ich krampfhaft versuche, die Freundschaft aufrechtzuerhalten. Ich hätte sie vielleicht schon auf Eis legen sollen, will aber nicht noch jemand von denjenigen sein, die Charly verloren hat. Ihre Enttäuschung und unsere Angst, irgendwann einmal niemanden mehr zu haben, binden mich an sie. Ich muss akzeptieren, dass ich sie nicht retten kann.“

Gestern heulte ich wieder. Paschi und ich gammelten vor uns hin. Es war schön, außer Streicheln einfach mal nichts zu tun. Nicht immer ertrage ich das, weil ich dann meine, mich sinnvoller beschäftigen zu müssen. Später rafften wir uns auf, wenigstens eine Kleinigkeit essen zu gehen. Es war viel zu kalt draußen für etwas Spektakuläres. Im Anschluss kam er noch kurz mit zu mir. Der Abschied nahte. Diesmal war er es, der den Abend gern ohne mich verbringen wollte. Eigentlich null Thema ... Wäre da nicht spontan diese Furcht aufgetaucht, einsam mit mir zu werden. Er verließ mich und ich badete in Tränenseen – in dramatischer Überzeugung, er würde mir entgleiten und ich ihn dabei nicht aufhalten können.

Prostitution und Drogen

16. Januar

Die Arbeit mit drogengebrauchenden Prostituierten gefällt mir. Ich bereue den Wechsel der Praktikumsstelle nicht. Ungünstig ist jedoch, dass sich seither mein Essverhalten verschlechtert hat. Im Schnitt sind's nun zwei bis drei Rückfälle pro Woche. Ursache: Hier steht noch mehr Futter rum. Demnach mampfen meine Kolleginnen und ich rund um die Uhr. Hoffentlich pendelt sich demnächst 'ne Reduzierung ein. Phasen, in denen es weniger zu tun gibt, bin ich ebenfalls ausgesetzt. Immerhin bieten sie die Möglichkeit, Kontakt zu den Klientinnen aufzunehmen, weil wir innerhalb der Schichten durchgehend geöffnet haben. Ich scheine gut von den Besucherinnen angenommen zu werden.

Im Weiberteam bemerke ich hin und wieder Zickenkrieg, sobald die Damen unterschiedlicher Meinung sind oder sich nicht besonders gut leiden können. Als Außenstehende kommt es mir manchmal so vor, als wenn sie der betonten Wichtigkeit eines respektvollen Umgangs nicht gerecht werden. Vordergründig sind sie aber nett, humorig und mütterlich fürsorglich. Ich fühl mich wohl in der heimeligen Atmosphäre. Das Begegnungscafé erinnert an ein gemütliches Wohnzimmer.

Zu den Angeboten zählen unter anderem die Nutzung eines Konsumraums, medizinische Versorgung, Vermittlung in weiterführende Behandlungen (Therapie und Substitution), Aufklärung zu *safe use* und *safe sex*, aufsuchende Straßensozialarbeit (Straso) und Freizeitliches (Gesellschaftsspiele, Ausflüge, Zeitung- und Buchlesen, Raum zum Entspannen und Ausschlafen). Meine Tätigkeiten bestehen bislang aus: Frühstücks- und Abendbrotbuffetzubereitung, Ausgabe von Kosmetika und Handtüchern fürs Duschen, protokollieren der Tagesereignisse, aufräumen, klönen, zuhören, mitfühlen, trösten, erkennen besonderer Verhaltensauffälligkeiten und *überall* abrufbar sein. Darüber hinaus kann ich mich kreativ austoben und die Klientinnen zum Basteln motivieren. Die Frauen, die hierherkommen, sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Recht jung also, was ich tragisch finde. Ihre Anliegen könnten individueller und vielseitiger nicht sein. Probleme, Fragen oder Themen wie Mode, Beziehung, Trennung, Scheidung, Schwangerschaft, Verhütung, Krankheiten, Menstruation, Schulden, Entzug oder einfach nur das Bedürfnis nach Hilfe beim Bettenbeziehen. Es entwickeln sich spannende, erschütternde, traurige und lustige Gespräche. Auf der Straso darf ich in ein paar Wochen mitlaufen.

Es gibt Früh-, Spät- und Wochenenddienste. Besonders abends und nachts ist der Trubel groß, weil dann am meisten „angeschafft“, aber auch vor der Polizei, die permanent Bußgelder verhängt, geflüchtet wird. Die hiesige Straßenprostitution im *Sperrbezirk* in der Nähe der Drogenszene ist nämlich eine Ordnungswidrigkeit.

Zu meinem Schutz muss ich mich demnächst gegen Hepatitis A und B impfen lassen. Dass jede meiner Kolleginnen in ihrer jahrelangen Berufslaufbahn mindestens einmal von 'ner Nadel gestochen wurde, bereitet mir ein mulmiges Ge-

fühl, obwohl sich keine von ihnen mit HIV ansteckte. Die Wahrscheinlichkeit liegt bei circa 0,3 Prozent. Sicherheitshalber erhielt ich eine kurze Einführung, wie man sich im Fall X zu verhalten hat.

Es war komisch, so nah mit den benutzten Spritzen in Berührung zu kommen. Die Klientinnen können ihr zu entsorgendes Besteck eins zu eins gegen neue, sterile Tanks und Kanülen verschiedener Dicke und Länge tauschen. Dafür legen sie ihr Zeugs auf den Stahltisch oder schmeißen es direkt in die vorgesehenen Container und erhalten zusätzliches Zubehör – Einweglöffel/Pfännchen, Filter, Ascorbinsäure, Alkoholtupfer und Pflaster. Ich fasse die gebrauchten Spritzen zwar, wenn überhaupt, nur mit Latexhandschuhen an, nichtsdestotrotz muss ich mich an die Handhabung und das Tropfen des Bluts auf die Ablage gewöhnen.

Die Frauen sollen den Konsumraum, in dem sie ihre mitgebrachten Substanzen injizieren, schniefen oder paffen (Heroin vs. „Shore“ auf Folie/„Blech“ rauchen, Kokainsalz-Natriumhydrogencarbonat-Gemisch als Crack/„Stein“ in der Pfeife), nutzen, um unter Beaufsichtigung einer Sozialarbeiterin oder Krankenschwester eine Überdosis und Infektionen zu vermeiden.

Weil mir „Fixerstuben“ bereits aus anderen Stellen bekannt sind und ich hautnah beim Pumpen dabei war, weiß ich, womit ich in etwa zu rechnen habe. Entgegen dem, was man aus Filmen kennt, ist bei den wenigsten ein „Trip“ zu bemerken. Viele konsumieren in erster Linie, um ihre schmerzhaften Entzugerscheinungen zu lindern. Bei etlichen sind die Venen so stark verhärtet, dass sie sich in Lende, Oberschenkel, Fuß, Hand oder Hals stechen müssen. Wirklich abschreckend ... Unseren Besucherinnen dienen die Drogen darüber hinaus als Strategie, Ängste und Erinnerungen zu kompensieren und die „Hurerei“ erträglicher zu machen.

Wie gerät man überhaupt in die Falle von Drogen und Prostitution? Wirklich *alle*, die uns aufsuchen, wurden in ihrer Kindheit oder im weiteren Verlauf ihrer Biografie Opfer von sexuellem Missbrauch. Die Hälfte ist wohnungs- und erwerbslos, ohne Schulabschluss oder Ausbildung und stark traumatisiert. Es mag sein, dass belastende Lebensereignisse (Vernachlässigung, Verwahrlosung, erfahrene Gewalt, Abhängigkeit in der Familie, Heimunterbringung und Beziehungsabbrüche) Drogensucht begünstigen. Der regelmäßige Konsum ist kostspielig und *kann*, muss aber nicht, in die Sexarbeit führen.

Bis ich hier angefangen habe, hatte ich ein total anderes Bild von Prostituierten im Kopf. Und zwar das der gepflegten, aufreizenden, „selbstbewussten“ *Professionellen* im Rotlichtmilieu, die für das Teilen ihrer Einnahmen von Zuhältern „beschützt“ werden, ihrer Tätigkeit „freiwillig“ nachgehen und sie als Gewerbe anmelden. Unseren Klientinnen dagegen sieht man die Folgen des Konsums an. Sie wirken oft scheu und in sich gekehrt. Für sie schien die Sexarbeit ehemals bestimmt eine vielversprechende Option zu sein, ihr Leben „frei“ gestalten und schnell Geld verdienen zu können. Dass sie nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele verkaufen und an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden würden, davon hatten sie wahrscheinlich keine Ahnung.

Ungeachtet dessen, dass Prostitution prinzipiell ein Tabuthema ist, das verurteilt und abgewertet wird, sind unsere Frauen gleich doppelt stigmatisiert. Durch die

Sexarbeit selbst und den Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz. Für sie ist die sogenannte *Beschaffungsprostitution*, die sie verleugnen, lediglich ein Mittel zum Zweck, um Drogen, Essen und einen warmen Schlafplatz zu finanzieren. Diese Notlage lässt sie die Preise brechen und liefert sie den Forderungen ihrer Freier aus, die das schamlos als Gelegenheit für ihre ekelhaften Neigungen und perversesten Praktiken ausnutzen. Es ist *unfassbar*, was die Frauen – zum Teil an abgelegenen Orten – über sich ergehen und wie sie sich erniedrigen lassen müssen.

Aufgrund der Befürchtung, außerhalb der Szene zu scheitern, ist der Ausstieg für Betroffene enorm schwer, schier unmöglich. Mich wundert nicht, dass eine von unseren Klientinnen ihrer grauenhaften Erfahrungen wegen akut selbstmordgefährdet ist. Derweil wird darüber diskutiert, ob wir das Risiko, dass sie sich in der Einrichtung umbringen könnte, eingehen sollten.

Übergriffe

Vorgestern gab's in der Hochschule einen Gastvortrag zum Thema Islam. Der Dozent fragte, wer von uns sich schon mit dem Koran auseinandergesetzt hätte. Ich meldete mich als Zweite. Danach brachte er die sexuellen Übergriffe, Diebstähle und Körperverletzungen auf Dutzende Frauen in der Silvesternacht 2015/16 zur Sprache. Die Vorfälle in Köln und Hamburg würden in der Gesellschaft heftigen Unmut gegenüber Asylbewerbern auslösen, weil es sich bei den Tatverdächtigen (die Zahlen steigen) um junge Männerbanden mit nordafrikanischem und arabischem Aussehen gehandelt haben soll. Wie so etwas passieren könne, wollte der Vorträger wissen. Dabei bemühte er sich zu betonen, aufgrund dieser Ereignisse nicht pauschalisieren zu dürfen, und erläuterte, dass der Koran durch seine vagen und widersprüchlichen Formulierungen viel Raum für Fehlinterpretationen biete, und nicht zuletzt in den Aussagen zur Geschlechtergleichberechtigung unterschiedlich ausgelegt werde. Genau darin bestehe die Gefahr. Zwar lasse sich aus Sure 33,35 ableiten, dass Mann und Frau vor Gott gleichwertig seien; gemäß Sure 4,34 stünden die Männer jedoch über den Frauen.

Diese Darlegung, die mir nicht neu war, sorgte wegen des letzten Verssatzes „... wenn ihr fürchtet, dass die Frauen sich auflehnen, dann ermahnt sie, meidet sie im Ehebett und schlägt sie“ sofort für Irritation und Verärgerung in meiner Klasse. Mit süffisanter Miene beobachtete ich den Klamauk und dachte: *Von nix 'n blassen Schimmer ... Hauptsache das Beil schwingen und mich zerstückeln*, bis mir der Kragen platzte und ich an der Diskussion teilnahm. „Ist die Bibel etwa nicht von Frauenverachtung und -unterdrückung gekrönt? In jeder Religion sind mittelalterliche Traditionen verankert. Ich kann mir gut vorstellen, dass die Mehrheit der Muslime, die mit dem Strom der *Moderne* schwimmt, genauso empört ist über das Festhalten einiger an eindimensionalen Denkweisen. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass sich neben den Menschenrechtserklärungen im Islam

durchaus nicht unwesentlich auf den Koran berufen wird. Die Schriften müssten daher gründlich überarbeitet, ergänzt und aktualisiert werden. Das passiert ja auch mit unserem Grundgesetz, in das die christlichen Werte einfließen, *ohne* von ihnen dominiert zu werden. Oder schlagt ihr die Bibel auf, wenn's um Richtlinien geht?? Nein, denn Religion findet im unteren Rang Platz.“ Verpeiltes Gaffen. Kein Mucks. Eine Antwort hatte ich auch nicht erwartet. Zu sehr belastete mich, dass mit der Konfrontation die von mir abgekapselte, monatelange und anhaltende Ausgrenzung wieder aufkam. Meine Kameraden sollten sich schämen für das, was sie mir angekreidet und damit in Gang gebracht haben. Wenn die wüssten, wie sehr ich darunter leide, dass sie die Zeit meines Studiums *kolossal* und restlos verändern. Würden sie mich überhaupt begreifen oder sich gar entschuldigen? Das bezweifle ich ...

Darüber hinaus wühlte mich aber noch eine ganz andere Erinnerung auf – ausgelöst durch die Berichte aus der Silvesternacht. Ich las von grob eingeführten Fingern im Genitalbereich und litt enorm mit den Opfern, weil ich die Ohnmacht, die sie empfunden haben müssen, ein Stück weit nachvollziehen kann.

Als ich vierzehn Jahre alt war, ist mir das Gleiche widerfahren. Unter anderen Umständen ... was es für mich nicht besser macht. Ich paddelte mit meiner damals zwölfjährigen Freundin – 'n Hungerhaken, flach wie 'ne Flunder – auf einer Luftmatratze. Indessen näherte sich uns 'ne Gruppe von sechs ausländischen Männern zwischen achtzehn und Mitte zwanzig, die uns erst spielerisch, dann stetig aufdringlicher werdend anbaggerte und mich sogleich zur Flucht alarmierte. Zumal wir immer weiter aufs Meer hinaustrieben. Meine Freundin hingegen fühlte sich geschmeichelt, erkannte das Risiko nicht und wollte bleiben. Zu ihrem Unmut hatten's die Typen auf meine Kurven abgesehen. Während ich mich schreiend, fischartig am Angelhaken zappelnd und windend zur Wehr setzte, rettete sie ihren eigenen Arsch und suchte das Weite. Ich wurde unter Wasser gedrückt, bekam keine Luft mehr. Hände überall. Schmerzhaftes Brüstegrapschen, Brennen zwischen den Beinen. Nach Sekunden des atemlosen Kampfes tauchte ich an der Oberfläche auf, stach den Kerlen in die Augäpfel und trat heftigst in ihre Weichteile. Auf diese Weise gelang es mir, mich aus den Fängen zu befreien und in Windeseile davonzukraulen. Ende der Geschichte: Meine Freundin mimte das Unschuldslamm, mein Vater glaubte kein Wort und meine Mutter war zutiefst bestürzt.

Das Gefühl völliger Wehrlosigkeit gehört zu den schlimmsten Dingen, die ich mir ausmalen kann.

Nun beschäftigt mich die Frage, ob die in Köln von den Männern ausgegangene Aggressivität und organisierte, sexualisierte Gewalt an Frauen Signale gegen Freizügigkeit setzen sollen, um Zwanglosigkeit, Unabhängigkeit und Lebensgenuss einzuschränken. Alias Bestrafung und Folter von Ungläubigen?

In Ägypten und anderen Nationen des Nahen Ostens sind Belästigungen dieser Art weit verbreitet. Offenbar meint man dort, der Westen gebe in Musikvideos und in der Werbung sexuelle Freiheiten vor. Nämlich „leicht zu habende“

Mädchen, die dem Anschein nach in mancher Augen *Frischfleisch* oder *Freiwild* darstellen ...

Vielleicht wäre das alles nicht passiert, wenn die Damen hierzulande verschleiert gewesen wären. Wohin soll das führen?

Ob sich Muslimas wirklich freiwillig verhüllen – unter anderem zu ihrem Schutz – kann ich nicht beurteilen. Wenn der Hidschab oder die Burka aus religiöser Überzeugung getragen, sogar als eine Form der Emanzipation verstanden werden, und eben *nicht* zum Zeichen der politischen Ideologie des Islamismus, verstehe ich das.

Die Kehrseite dessen, dass zahlreiche von ihnen zur Verschleierung und zum Verzicht auf ihre äußere Individualität *gezwungen* und unter dem Deckmantel der *Ehre* drangsaliert werden, findet bei mir wiederum keine Akzeptanz. Unter *diesen* Voraussetzungen möchte ich mir erlauben zu behaupten, dass weder das Kopftuch, die Ganzkörperverhüllung noch solche Männer, die sich vermessen, *derart* die weiblichen Entscheidungs- und Entfaltungsmöglichkeiten einzuschränken; Reinheit und Treue zu fordern; ihre Gattin zu Gehorsamkeit zu verpflichten; oder die körperliche Überlegenheit als Machtinstrument zu benutzen, *nicht* zu Deutschland passt. Es geht mich nichts an, und doch geht's mich was an. Und zwar dann, wenn dieser Patriarchalismus nach Europa geschleppt wird. Zumal ich mich selbst für eine „relativ“ emanzipierte Frau halte, die sich von keinem Kerl herumkommandieren und bevormunden lässt.

Meine Veranschaulichung mag einen einseitigen und kausalen Eindruck machen. Dennoch stütze ich mich nicht nur auf Hypothesen, sondern auch auf Erzählungen. Um mal ein *Extrem*-Beispiel zu nennen: Als Jugendliche führte ich eine unbeständige Affäre mit einer Neunzehnjährigen, die ihre Mutter häufig in Hamburg besuchte und bauchfrei auf Lesbenpartys tanzte, aber aus Liebe zu ihrem Vater, der sie zwangsverheiraten wollte, immer wieder zurück nach Saudi-Arabien kehrte. Trotz des Konflikts, ihre Homosexualität verleugnen und sich unter einer Nikab verstecken zu müssen. Und trotz ihrer Kritik an dem Auseinandergrätschen zwischen den westlichen und islamischen Rechten. Die Scharia, sagte sie, fuße nämlich auf den Gesetzen und Normen aus dem Koran und der Sunna (Überlieferungen von Taten und Aussprüchen des Propheten Mohammad), vermische Gesellschaft, Religion und Politik. Demzufolge würden nicht nur das gemeinschaftliche und private Leben (Riten, Ehepflicht, Scheidung etc.) sowie die Glaubenspraxis geregelt, sondern auch menschenverachtende, folternde Haft-, Prügel- und Todesstrafen (Steinigung usw.). Ich weiß noch, wie sehr ich mich in ihre Schönheit – schwarze dicke Locken, kleine, zierliche Statur – verknallt hatte. Und so wurden ihre Qualen schnell zu den meinen. Sie fürchtete sich entsetzlich vor den möglichen Konsequenzen (etwa Auspeitschung oder Verbannung), die ihr bevorstehen würden, wenn ich sie im Bett entjungfert hätte. Was aus ihr geworden ist ... keine Ahnung. Der Kontakt riss irgendwann ab.

Wozu solche Gräueltaten? Weil *Gott* es will? Quatsch!

Das Thema Religion ist jedoch grundsätzlich nicht mein Ding – ganz gleich, ob Christen-, Judentum oder Pipapo. Und erst recht keine Radikalisierungen – seien sie religiös, politisch oder sozial motiviert.

Mir hat man nämlich, als ich klein war, eingebläut, Gott sehe *alles*. Infolgedessen beobachtete er mich auch dabei, wie ich mir die Schnauze meines Teddys zwischen die Oberschenkel presste, in eine Ecke meines Kinderzimmers kackte oder Frösche sezierte. *So* fangen vermutlich Psychosen und Wahnvorstellungen an. Denn Gott straft die Sündigen. Immerhin werden heute vermehrt seine Barmherzigkeit und Liebe betont, und es wird dem Teuflischen weniger Beachtung geschenkt.

Der Herr wird's schon richten – noch so 'ne Floskel, die etliche als Vorwand zur Abgabe der Verantwortung und Rechtfertigung ihres Fehlverhaltens missbrauchen.

Aber nur, weil ich selbst nicht gläubig bin, mir zum Zeichen meiner Negation mit sechzehn ein umgedrehtes Kreuz ins linke Handgelenk schnitt (das mittlerweile übertätowiert ist) und provokativ als Grufti in den Konfirmandenunterricht stolzierte, da der Herr *mich* vor *gor nix* verschonte, heißt das nicht, dass ich keinen Respekt vor denen habe, die es tun und brauchen, um sich aufgehoben zu fühlen und Halt in der Einsamkeit zu finden.

Nichtsdestotrotz erwarte ich den gleichen Respekt gegenüber meiner Entscheidung, mich nicht für das Göttliche auszusprechen, die zehn Gebote und Inhalte der Bibel zu hinterfragen, weil sie durch „stille Post“ übermittelt wurden, die ich nicht wörtlich nehmen kann.

Mir ist unklar, warum es nur *einen* Gott geben darf, wo es von *allem* mehrere gibt. Wieso Gott zumeist männlich dargestellt wird, obwohl mir ein mütterlicher Schutzengel eher zusagen würde. Und aus welchem Grunde die Kirchen zu Spenden aufrufen ... Für den Fall, dass unsere Gebete nicht erhört werden? Warum ich dies oder das nicht tun und selbstlos agieren soll, wo doch *jeder* persönliches Wohl anstrebt, und die Sünde ein unausweichliches Laster der Natur ist. Man kann im Sinne des gesunden Egoismus auch an sich selbst denken, ohne dass einem die anderen egal sind.

Nach und nach kommen weitere silvesterähnliche Fälle ans Tageslicht, bei denen die Herkunft der Täter erst mal verschwiegen wurde, um nicht als ausländerfeindlich zu gelten. Viel zu spät beginnt die Politik, ihr *Gutmensch*-Image zu überdenken. Gruselig, was auf unserer Welt vor sich geht ...

Die Welt

Die Welt und ihr ganzes Leid ...

Was ist die Welt – voller Hass und Gewalt?

Menschen, die nicht respektieren,

*Immer öfter einander ignorieren ...
Gegenseitig verletzen, Trauer schaffen,
Wehren nur mit Händen oder Waffen.
Lieben auseinanderbrechen,
Ständig über andre sprechen.
Das Leben besteht aus Kummer und Sorgen,
Man fühlt sich verloren, kaum geborgen.
Doch die Hoffnung, die stirbt zuletzt,
Hat schon einige in Frieden versetzt.
So viel Schönes zum Genießen,
Freuden durch die Adern fließen.
Lachen übers kleinste Glück,
Bringt Liebe in die Welt zurück ...*

Drama, Baby, Drama ...

21. Januar

Seit vier Tagen bin ich krankgeschrieben, weil ich vergangenes Wochenende spontan operiert werden musste. Diagnose: Steißabszess. Schon mehrere Monate lang plagte mich da so eine Verhärtung, die sich letztlich schwer entzündete und so dick anschwell, dass ich vor Schmerzen weder sitzen noch liegen konnte.

Als ich erfuhr, dass ich in Vollnarkose versetzt werden und über Nacht im Krankenhaus bleiben würde, brach *alles* in mir zusammen. Ich flennte unaufhörlich – aus Angst, nicht mehr aufzuwachen. Außerdem graute mir vor der Vorstellung, ich laufe zeit meines Lebens mit einer überdimensional großen Narbe durch die Gegend. Momentan sieht es auch ganz danach aus. Dort, wo das Gewebe entnommen wurde, befindet sich nun ein Loch im Durchmesser von vier mal fünf Zentimeter. Sieht ziemlich beschissen aus. Zweimal täglich wechselte ich den Verband. Dass ich meine Termine absagen musste, kotzt mich richtig an, zumal mir dieses Nichtstun schadet. Ich schau fle Gummibärchen, langweile mich halb zu Tode und grübele.

Ich könnte für die bald anstehende Rechtsklausur lernen. Da ich aber inzwischen den Anschluss verloren habe, weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Stattdessen rege ich mich wieder darüber auf, dass meine Nachbarn bis spät abends bulgarische Volksmusik hören und laut rumproleten, die Wohnungsmieten seien zu hoch, um umzuziehen; dass sich meine Vermieterin um nichts kümmert und mürrisch abdankt, sobald ich sie kontaktiere; dass es impossible ist, zum Sport zu gehen; dass ich gleich zu Anfang in der neuen Praktikumsstelle fehle, was bestimmt keinen guten Eindruck macht usw.

Und dann ärgere ich mich über Paschis Verhalten im Krankenhaus – über seinen Konkurrenzkampf mit meiner Mutter. Er nahm mich ihr regelrecht weg! Mama verweigerte er jede Möglichkeit, mich zu umarmen oder zu küssen, weil er ver-

mutlich davon ausging, ihr beweisen zu müssen, was für ein toller „Schwiegersohn“ er sei. Manchmal glaube ich, er ist eifersüchtig auf Susi. Denn *er* will der Mensch sein, den ich am meisten liebe.

Das mit dem Motorradgeschäft hat sich übrigens erledigt, ich wusste es! Vor Kurzem prahlte er, sich mit dem Chef der Firma zu treffen, und bildete sich ein, dass er jetzt Geschäftsleiter werde. Blöd, wenn man sich vorher nicht genauer erkundigt hat. Er wähnte sich nämlich in der Sicherheit, dass das Unternehmen bereits plane, hier einen weiteren Laden zu eröffnen, die Räumlichkeiten demnach schon zur Verfügung stünden und er eigentlich nur noch für die Führung zu sorgen hätte. Da war er ja naiver als gedacht ... Der Chef ist leider keiner aus'm Bilderbuch von wegen *Hi, du! Ich hab da mal 'nen leeren Schuppen mit Ware, willst einziehen?*, hat aber natürlich nichts gegen Pascals Idee. Dass das wiederum eine sehr hohe Verantwortung bedeutet, ist ihm doch ein bisschen zu heikel, er verzichtet lieber. Das möchte ich an dieser Stelle unkommentiert lassen ...

Ich fühl mich grad irgendwie isoliert. Es macht mir zu schaffen, dass ich überhaupt keinen Bedarf verspüre, eine meiner Freundinnen einzuweihen und sie zu bitten, mich ein wenig zu pflegen, mich zu beschäftigen. Wie meistens mache ich Probleme mit mir selbst aus, nehme keine Hilfe an.

Zu meiner Betroffenheit fällt mir auf, dass ich mich stärker verändert habe, als ich es mir bisher eingestand. Mich zu verabreden oder jemanden außer Paschi gar zu mir nach Hause einzuladen, tue ich äußerst selten und immer seltener. Oft weiche ich Geburtstagen aus, weil ich dann unentwegt mit den Kalorien von Essen und Alkohol beschäftigt sein, schweigend in der Ecke sitzen oder eine Rolle spielen würde. Meistens mutmaße ich, die anderen würden meine seelische Verfassung durchschauen und finden, ich sei nicht gesellig genug, als dass es sich lohnen würde, sich mit mir zu unterhalten. Bei einigen Bekannten, die mich fröhlicher in Erinnerung haben, meide ich den Kontakt besonders. Viele von ihnen ahnen gar nicht, was Depressionen sind; behaupten, dass auch sie mal einen schlechten Tag hätten, der vorbeigehe. Aber das ist nicht vergleichbar. Depressionen sind unbeständig, sie ebbten ab, und im nächsten Moment ergießen sie sich wie eine Flut über einen.

Ich persönlich empfinde mich eingesperrt, ohne zu wissen, wo ... Da ist nichts und niemand außer mir selbst mit meinen kreisenden Gedanken, die mich erstarren lassen. Manchmal kommt es mir so vor, als wäre ich emotional abgestorben. Andere Male überschütten und begraben mich die Emotionen wie eine Schneelawine, der ich nicht entkommen kann. Berge von Selbstzweifeln, Existenz- und Zukunftsängsten, Minderwertigkeitskomplexen, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit liegen dann auf mir. Oft dauert es Wochen, bis es mir gelingt, mich auszugraben. Häufig bricht daraufhin schon die nächste Lawine ein.

Ich habe versucht, mich mit so einem Ratgeber auseinanderzusetzen. Da stehen Tipps drin, wie man zurück in den Alltag finden soll. Im Alltag finde ich mich aber eigentlich ganz gut zurecht. Die Freizeit ist das Problem. Was helfen mir meditieren, wenn ich mich nicht entspannen kann; spazieren, wenn draußen

Minusgrade sind; singen, wenn die Stimme versagt; tanzen, wenn die Partyatmosphäre und der Pegel fehlen, oder fernsehen, wenn nur anspruchsloser Müll in der Glotze läuft ...?

Stattdessen gebe ich in Google die Folgen von Bulimie und Rauchen ein, recherchiere Fastenkuren und Nulldiäten, stell mich mehrfach auf die Waage, gebe jeden Bissen Nahrung in meine App ein, vegetiere vor mich hin oder lege Tarot-Karten, um herauszufinden, wie lang ich's noch mache. Danach ist meine Stimmung gänzlich im Keller; wieder konnte ich mich darin bestätigen, dass alles und jeder doof ist.

Nach meinem letzten Rückfall litt ich unter krassen Nierenbeschwerden. Seither bin ich immerhin eineinhalb Wochen kotzfrei. Meine Haut wird großporig und unrein, und die Lunge pfeift vom Kettenbarzen. Das ist Selbstmord, wenn ich nicht aufhöre. Wann endlich lerne ich, mein Leben wertzuschätzen?

Ich habe ein paar meiner Mädels mit meinem Stimmungstief konfrontiert und ihnen die Wahl gelassen, ob sie mich weiterhin als Freundin behalten wollen oder nicht. Eine zieht sich bereits zurück. Not sure, ob ich froh oder traurig darüber bin. Ich arrangiere mich mit der Einsamkeit – sie ist Teil meines Selbst geworden. Oberflächliche Bekanntschaften bedeuten mir nichts. Obwohl ich mir ein leichteres Umfeld wünsche, erkenne ich, dass ich mich einem solchen gar nicht gewachsen fühle und es Gründe hat, warum ich mich an meine Psychotanten klammere. Weil sie mich besser verstehen ... Ich muss lediglich darauf achtgeben, mich nicht in den Krisen anderer zu verlieren. Paschi und Mama fangen schon einiges von dem auf, was ich ansonsten meinen Freundinnen abverlangen würde. Gäbe es sie beide nicht, wäre ich vielleicht offener für neue Menschen. Bekümmern tut mich weniger der Rückzug als vielmehr die Erinnerung an ein Früher, in dem ich schwelge, in das ich mich gerne beamen möchte. *Non sum qualis eram.*

2. Februar

Ich hab's geschafft, mich eigenständig aus der Passivität zu befreien. Liegen und sitzen ist zwar immer noch scheiße, aber hey, ich hab diverse Wohnungen besichtigt und jetzt kommt's – da ist doch heut' nach Flehen und Betteln ernsthaft 'ne Zusage von der SAGA für meine Traumbutze zum 1.3. ins Haus geflattert. Ich kann mein Glück kaum fassen, haha! Denn die liegt nicht nur im Stadtteil Altona, sondern grenzt auch noch direkt an *die* Straße an, in der ich meine ersten fünf Jahre bei Papi aufgewachsen und zum Kindergarten gegangen bin. Total rührend. Indessen klopfen allerdings bereits die nächsten Sorgen an die Tür ... Für den guten Eindruck versprach ich dummerweise, meine Fehltage im Praktikum trotz Semesterferien noch in diesem Monat nachzuholen. Die Uni geht zwar erst wieder im April los, die Arbeit in Vollzeit beginnt dagegen schon in vier Wochen. Wie soll ich diese bloß mit Umzug, Wohnungseinrichtung, Klausuren und Beziehung unter einen Hut kriegen? Und wie komme ich so schnell wie möglich aus meinem aktuellen Mietvertrag raus, ohne doppelt Miete zahlen zu müssen? Kacke, das

hätte ich mir mal eher überlegen sollen. Augen zu und durch – ein Rückzieher kommt nicht in Frage. Ich fang gleich mal damit an, die Bilder abzuhängen und Kartons zu packen.

Ein stetes Auf und Ab

4. Mai

In den vergangenen Wochen war wirklich von allem was dabei – von Freude, Euphorie und Tatendrang bis hin zu Wut und Verzweiflung. Ich schlug mir Tage und Nächte um die Ohren, um das straffe Pensum innerhalb kürzester Zeit zu bewältigen. Die viele Bewegung wirkte sich positiv auf mein Gewicht, das Essverhalten und die Stabilität meiner seelischen Verfassung aus. Ich erlaubte mir keinen einzigen bulimischen Ausrutscher. Und wenn ich drohte, aufgrund von kleinen Niederlagen der Lethargie zu verfallen, hielten diese Momente nicht länger als wenige Stunden an.

Dass meine neue Altbauwohnung zwar saniert, aber ausschließlich mit Estrichboden, gespachtelten und grundierten Wänden ohne Tapeten und ohne Küchengeräte übergeben wurde, versetzte mich erst mal in Hysterie, weil ich keine Ahnung hatte, wie ich all die Kosten, die auf mich zukommen würden, tragen sollte. Ich bat Mama, mir Geld zu leihen, fand zügig 'ne Nachmieterin, kaufte über eBay preisgünstig gebrauchte Elektrogeräte (Waschmaschine, Herd und Kühlschrank) und bestellte bei Poco Domäne Farbe, Deckenleuchten, Auslegware etc.

Bei meinem Umzug halfen Paschi und zwei seiner Freunde schleppen. Fürs Falschparken kassierten sie Strafzettel; beim Streichen bröckelte der Putz ab; das Verlegen des Laminats dauerte drei Tage, weil die Raumecken schief und die Böden uneben sind; Schrauben und Nägel lösten und Schränke verbogen sich – die reinste Katastrophe!

On top fingen Pascal und ich uns nach meinem Einzug zu streiten an, da seine Unterstützung entgegen seinen Versprechungen relativ mau ausfiel. Insofern entwickelte ich mich notgedrungen zur Handwerkerin und lernte unentdeckte Begabungen an mir kennen. Während die Bohrmaschine zu meinem engsten Verbündeten wurde, ärgerte ich mich schwarz darüber, dass mein Partner lieber Sport trieb oder sich mit Kumpels traf, als seiner Lady unter die Arme zu greifen. Infolgedessen warf ich mich nur noch heftiger in meine Verpflichtungen, schloss meine Klausuren erfolgreich ab, suchte regelmäßig den Chirurgen auf, um den Heilungsprozess meiner Wunde loben zu lassen, startete gewissenhaft ins Vollzeitpraktikum und vergaß in meiner Ablenkung ganz und gar, Paschi zu vermissen. Die weniger werdenden Wiedersehen, an denen ich seine Unlust und den im Vordergrund stehenden Egoismus kritisierte, verwandelten meine Zuneigung für ihn in Ablehnung und Reserviertsein.

Erst als sich der ganze Stress Mitte März legte, und ich von der Aktivität in die Rastlosigkeit fiel, begann ich ernsthaft, über Pascal und mich nachzudenken. Sein

Verhalten – unentwegt unterwegs zu sein (auf Piste oder in der Muckibude), wofür er sogar mindestens einen Tag des normalerweise *uns* gehörenden Wochenendes opferte – machte mich misstrauisch. Immer häufiger starrte ich nach Feierabend apathisch aus meinem Küchenfenster und trank Gläser Rotwein, um der Grübelei ein Ende setzen und einschlafen zu können.

„Sag mal, hast du eine andere?“, fragte ich ihn mal im Gespräch.

„Wie kommst du denn darauf?!“, empörte er sich mit aufgeblasenem Brustkorb.

„Du bist komisch in letzter Zeit. Während ich davon ausgehe, dass wir uns an den Wochenenden treffen, wo nun ’n bissl Ruhe eingekehrt ist, stellst du mich vor vollendete Tatsachen, dann und wann mit diesem oder jenem verabredet zu sein, sodass ich spontan schauen kann, wie ich mich verplane, oder einsam zu Hause rumhocken muss, weil meine Freundinnen bereits ausgebucht sind. Du warst doch sonst nicht so. Warum sprechen wir unsere Vorhaben nicht mehr gemeinsam und *rechtzeitig* ab?“

„Na, *du* wolltest doch, dass ich selbstständiger werde, mir Hobbys such und mein eigenes Ding mach, anstatt dir auf die Pelle zu rücken!“

„Klar ... Trotzdem verwirrt mich dein plötzlicher Sinneswandel, da wir überhaupt kein Wort darüber verloren haben.“ Geistesabwesend betrachtete ich meine Fingernägel, knabberte am Nietnagel und wisperte: „Du hast dich einfach verändert, ohne dass ich dir dabei folgen konnte. Das kommt jetzt alles irgendwie überraschend.“

Daraufhin warf er mir vor, ich hätte ebenfalls kaum Zeit für ihn gehabt.

„Ich musste ja auch alles alleine machen, weil du mich im Stich gelassen hast!“

Er wurde sauer, seine Stimme lauter: „Willst du mir etwa unterstellen, dass ich dir *nicht* geholfen hab?“

„Jedenfalls deutlich weniger als versprochen“, antwortete ich maulig. „Du sagtest, *du* würdest die Lampen, Handtuchhalterung, Haken und Bilderrahmen anbringen, das Acryl in die Fugen füllen, die Türleisten festschrauben usw. Stattdessen hast du dich vor allem um deinen *unwichtigen* Kram gekümmert und auf mir rumgehackt, sobald ich irgendwas angeblich schlecht montierte, weil du es ja angeblich besser gekonnt hättest als ich ... Ich hab dich gebeten, das Laminat zu verlegen, was du dir nicht zugetraut hast – in Befürchtung was falsch zu machen. 250 Euro haste mich für den Verleger bezahlen lassen, aber für einen deiner Kumpels konntest du *sofort* Laminat verlegen.“

Gleichgültig pulte er sich ’nen Popel aus der Nase. „Ich musste arbeiten. So kurzfristig hätt’ ich nich’ frei gekriegt.“

Furor stieg in mir auf. Imaginär scharrte ich wie eine Stute mit den Hufen auf der Weide – bereit, nach hinten auszutreten. „Nein, du hattest einfach nur *keinen Bock*! Schließlich scheust du dich auch sonst nicht, blauzumachen ...“

„Was kann ich dafür, dass du alles auf einmal erledigen wolltest!“

„Rein zufällig hatte ich gar keine andere Wahl. Es lag ja noch genug anderes an, das weißt du ganz genau! Eigentlich hab ich gehofft, du würdest dich ein wenig darüber freuen, dass wir endlich wieder Zeit miteinander verbringen können. Ist’s dir denn überhaupt kein Bedürfnis, die fehlende Zweisamkeit aufzuholen?“

„Hab mich damit arrangiert. Sex ham wa ja ohnehin keinen mehr“, rülpste er krötenartig.

Wütend wedelte ich nach Frischluft und fuhr ihn an: „Hab du mal ein zweites Arschloch, das so wehtut, dass du nicht drauf liegen kannst! Und bei deiner Rülperei und dem stinkenden Mundgeruch wegen der vielen Eiweißshakes, die du säufst, brauchst du dich auch nicht zu wundern, wenn du mich abturnst! Wie du dich mir gegenüber gehen lässt, ist kaum zu überbieten, ehrlich! Für *wen* trainierst du denn so fleißig? Für *mich* kann's ja wohl nicht sein! Ich *hasse* dieses Aufgepumpte an dir!“

Wir keiften noch 'ne Weile weiter. Irgendwann rückte Pascal mit der Sprache raus. Unter Tränen beichtete er, Schiss zu haben, seinen besten Freund zu verlieren, weil diesem Lungenkrebs diagnostiziert wurde. Und das, wo Paschi doch auch noch an der Trauer um seinen immer vergesslicher werdenden Vater zu knapsen hat. Er tat mir schrecklich leid, ich heulte mit ihm und unser Ärger war erst mal verflogen.

Bei der Arbeit ging es während einer Fallbesprechung im Team um zwei Klientinnen, die an den Folgen der jahrelangen Heroinabhängigkeit verstorben sind. Die Kolleginnen bekamen Gelegenheit, ihre Gefühle zu benennen und zu debattieren, wie man lernen könne, mit dem Tod von Frauen aus unserer Einrichtung, dem exzessiven Konsum und der Gefahr eines Überdosis-Suizids umzugehen.

Den ganzen nächsten Tag sann ich über den Inhalt dieser Unterhaltung nach, die ich lediglich stumm auf mich hatte wirken lassen. Wo ich die betroffenen Besucherinnen nur flüchtig kenne, konnte ich mich von den tragischen Ereignissen als solchen ganz gut distanzieren. Indem ich aber an die Worte einer meiner in der Runde sitzenden Kolleginnen dachte, die wimmernd bedauerte, wie unvorbereitet sie auf den Tod ihrer jahrelang begleiteten Klientin gewesen war, kroch die Erinnerung an Lukas' Selbstmord wieder in mir hoch, der mich genauso überraschend getroffen hatte. Gegen den Schmerz über seinen Verlust kämpfte ich weiterhin an; verdrängte die Lücke, die er in mir hinterlassen hatte, und das Schuldgefühl, nichts von seiner Absicht, die ich vielleicht hätte verhindern können, vorausgesehen zu haben.

Abends erschien ich sichtlich bekümmert zur Nachtschicht. Als man mich fragte, was mit mir los sei, fing ich sofort zu japsen an und durfte wieder nach Hause gehen – nicht witternd, dass das erst der Beginn meines Kammers sein würde.

Inzwischen plackte ich mich mit dem Anbieter meines Telefon- und DSL-Anschlusses ab, weil ich trotz mehrfacher Aufforderung noch immer über keine Internetverbindung verfügte, zumal der Installationstechniker am vereinbarten Termin nicht aufgetaucht war. Fristlose Kündigung – Problem gelöst. Als Nächstes erhielt ich eine saftige Stromnachzahlung – als wenn ich nicht schon genug Schulden an der Backe gehabt hätte ... Paschi erklärte sich großzügig bereit, die Hälfte des Betrages zu übernehmen, da er so häufig bei mir koche und dusche (Durch-

lauferhitzer). Auf die Kohle konnte ich jedoch ewig warten – hinterherrennen musste ich.

Ende März wurde ich das erste Mal nach knapp zweieinhalb Monaten wieder rückfällig. Nur wenige Tage zuvor hatte ich Paschi freudvoll angetrallert: „Mein Leben fängt jetzt erst richtig an – mein Leben *ohne* Essstörung!“ Bis dahin glaubte ich, meine Gewichtsabnahme, die mir endlich Wohlgefallen an meinem Körper bescherte, hätte mit dem Absetzen der Pille nach vierzehn Jahren Einnahme zu tun gehabt. Obwohl ich keinen Sport machte und etliches Süßes aß, ohne dass die Kilos auf der Waage bergauf kletterten, ging ich davon aus, nun alles in mich hineinstopfen zu können, was ich wollte. Das war leider ein Trugschluss – meine altbekannte Freundin *Bulima* gesellte sich zu mir, denn beim Spiel der Maßlosigkeit gewann sie immer. Dieses und auch weitere Male. Je mehr mich meine Niederlagen frustrierten, umso besessener wurde ich. Dass Pascal meine Schlankheit lobte und betonte, wie sehr viel besser ihm diese gefalle, setzte mich zusätzlich unter Druck, bloß kein Gramm zuzunehmen.

Neuerdings litt ich unter massiven Bauchschmerzen, die mich täglich bei der Arbeit quälten. Eine Untersuchung ergab aber, dass meine Magenschleimhautentzündung ausgeheilt war. Der Arzt vermutete daher einen Reizdarm – als Reaktion auf akuten Stress.

Meine Anleiterin im Praktikum hatte bemerkt, dass mich irgendetwas stark bedrückte. Oftmals soll ich in Gedanken versunken und nicht ansprechbar gewesen sein. Ihre interessierte Nachfrage ließ mich offen (*zu* offen!) werden, sodass sie zeitweise besorgt zu sein schien, ich könne durch Themen wie Suizid, Essstörung, Wohnungslosigkeit und Drogensucht, die Parallelen zu meinen eigenen Erfahrungen aufweisen, „getriggert“ werden. Ich beschloss, intensiv über ihre Spekulation nachzudenken und mich selbst kritischer zu beobachten.

Daneben schlauchten mich unverändert die Anspannung wegen herumstehender Leckereien in der Einrichtung sowie das belastende Brüten um Paschi.

Seitdem er von nichts anderem mehr als vom großen Erbe sprach, rasselten wir ununterbrochen aneinander. Mich mit unverrückbaren Fakten zu beliefern, war anscheinend Teil seines neuen Selbst. Zum Beispiel erzählte er, vorzuhaben, sich sterilisieren zu lassen und in diesem Sommer eine durch Steffen gesponserte, private BWL-Ausbildung in Wiesbaden zu beginnen – die zwei hätten sich endgültig darauf geeinigt, Immobilien zu bewirtschaften. Wieder schwärmte er von dem Luxus, den er sich in Zukunft leisten könne. Wie stark es mich betrübte, dass er ein vorgefertigtes Leben plante, das ich so nicht führen will, interessierte ihn dabei überhaupt nicht. Am meisten aber störte mich die Tatsache, dass ich mich, wenn ich anstreben sollte, mit ihm zusammenzubleiben, bedingungslos an seine egoistischen Träume und Wünsche anpassen und auf die meinen verzichten müsste. Obwohl ich mich gegen 'ne Fernbeziehung aussprach, machte er keine Anstalten, seine Ziele noch mal zu überschlafen. Das ließ mich stark daran zweifeln, wirklich *die* Frau zu sein, für die er angeblich *alles* tun würde. Denn für Kompromisse oder das Eingehen auf meine Belange war er keineswegs bereit. Er hörte mir nicht

einmal mehr zu, wenn ich meine Sorgen und Ängste preisgab. Ich weinte sehr oft in dieser Zeit. Denn mir war klar, dass es uns als Paar bald definitiv nicht mehr geben wird.

Nach einer unserer heftigsten Auseinandersetzungen, in der ich ihm seine narzisstischen Wesenszüge und schlechten Manieren an den Kopf warf, musste ich stark an mich halten, als er mich mit der plumpen Äußerung „Ich bin, wie ich bin und werde mich *niemals* ändern!“ aus der Fassung brachte. Fäuste ballend stürmte ich auf ihn los und schaffte es gerade noch im letzten Augenblick vorm Zuschlagen, mich zu zügeln, die Situation zu verlassen und eine Beziehungspause einzufordern, die Pascal weder respektieren noch der er Folge leisten wollte. Die Verbissenheit, mit der er mich unablässig und penetrant kontaktierte, als ich für drei Tage mit Mama am Timmendorfer Strand zu entspannen versuchte, nervte und bekümmerte zugleich.

Über seine Versprechungen, nun alles besser zu machen als zuvor, knickte ich ein – zu arg bangte ich erneut, das Alleinsein nicht ertragen zu können, da ich mich längst verloren hatte. Ich war ein Häufchen Elend – gefangen in Depression, von der Außenwelt abgeschottet.

Sein Verhalten blieb gleichbleibend ...

Ich musste dringend etwas an meinem Essverhalten ändern und unter Leute gehen, um seelisch wieder auf die Beine zu kommen und zu mir zurückzufinden.

In einer unserer Sitzungen legte mir meine Therapeutin ans Herz: „Frau Rickert, treffen Sie eine Entscheidung. Die Bulimie mag für den Moment die richtige Verdrängungsstrategie für Sie sein. Aber wenn Sie nicht lernen, sich Ihren Gefühlen zu stellen, nach den Ursachen und Auslösern Ihrer Schwierigkeiten zu fragen, dann wird es stets utopisch sein, sich aus diesem andauernden Teufelskreis zu befreien. Ist Ihre Sucht Ihnen die gesundheitlichen Risiken wert? Akzeptieren Sie, dass die Phasen der emotional aufreibenden Krisen zu Ihnen gehören. Ich wünsche mir sehr, dass Sie sich annehmen, wie Sie sind. Denn Sie sind gut so, wie Sie sind.“

Ende April sank die Anzahl meiner Rückfälle drastisch. Ich bemühte mich, mich nicht allzu sehr mit den Gewichtsschwankungen meines Körpers zu beschäftigen und mir zu erlauben, den schmackhaften Verlockungen in geringen Mengen nicht widerstehen zu müssen. Auf diese Weise gelang es mir, freudvoller an der Arbeit teilzunehmen, gegenüber den Klientinnen und meinen Kolleginnen zugänglicher zu werden und gelegentlich zu lachen. Dagegen überforderten und lähmten mich die fehlende Ablenkung durch Gesellschaft und die auf mich einströmenden Gedanken, wenn ich nach Feierabend mit dem Vakuum konfrontiert war.

Mein Popo ist übrigens wieder heile!

Im Nimmerland

8. Mai

Muttertag. Susi und ich haben bis eben im Block House gegessen. Gespannt schaute ich ihr dabei zu, wie sie mein Geschenk auspackte, weil ich bereits wusste, wie sie darauf reagieren würde. Als sie „Mama, erzähl mir von dir: Das Erinnerungsbuch zum Ausfüllen“ von Alexandra Lennarz aufschlug und sich eine blondierte Strähne aus dem Gesicht wischte, schwollen ihre herzförmigen Lippen an. Sofort kullerten die ersten Tränen aus den schräg geschwungenen Katzenaugen. Gerührt fing ich ebenfalls zu weinen an, während sie mich zärtlich in ihre Arme schloss und seufzte: „Das ist eine wundervolle Idee, mein Püpplein. Ich danke dir vielmals.“

„Hab mir gedacht, dass du die Seiten mit Fotos beklebst. Da stehen diverse Fragen zu deinem Leben drin – einige, über die wir so noch nie gesprochen ham. Mich würd’s sehr freuen, wenn wir uns die Bilder und Antworten eines Tages gemeinsam ansehen. Das ist doch hübsch für dich und mich, nicht wahr?“

Natürlich gab es für mein Geschenk einen tieferen Grund, den ich zwar nicht zugeben wollte, weil ich zu Tode betrübt bin, sobald ich mir eine Vorstellung davon mache, den Mama aber sicherlich trotzdem erkannte: Die Tatsache, dass ich etwas ganz Persönliches von ihr haben möchte, das ich jederzeit zur Hand nehmen kann, wenn sie irgendwann *Ade* sagt.

*Es ist nur ein Gedanke.
Ein Gedanke von vielen.
Aber er lässt mich nicht los.*

10. Mai

Da ist sie wieder, diese seltsame Leere. Ich sitze draußen in Ottensens Reisebar – vor mir ein eisgekühlter Aperol Spritz, auf meiner Haut die brennende Sonne. Eigentlich könnte es mir nicht besser gehen zum Feierabend – manch einer hechelt danach. Und dennoch liegt der Schatten meines Selbst auf mir. Mit jedem vergehenden Tag legt er sich schwerer und schwerer auf mich, überdeckt meinen Körper ganz. Nur die Augen finden ihren Weg hinaus – bemerken beiläufig eine vorüberziehende, lebendige Masse, die unbeschwert und so viel fröhlicher zu sein scheint, als ich es bin.

Dumpf verspüre ich die Emotionen Groll, Traurigkeit und Sehnsucht – wie kleine Kinder zupfen sie an meinem Ärmel, kneifen mir in den Bauch. Aber ich, die lieblose Mutter meiner hilflosen Kinder, strafe sie mit Ignoranz. Nehme lediglich das unangenehme Zwicken in der Magengrube wahr und bestelle einen weiteren Drink, um das psychische und bald auch das physische Leid abzutöten. Wenigstens für heute. Ich trinke weder aus Genuss noch aus Freude. Längst weiß ich, dass der Alkohol es nicht schafft, mich zu erheitern oder gar zu erleichtern. Zu

sehr zermartert mich die Frage, was ich an dem langen, mir bevorstehenden Abend anstellen soll. Eben holte ich einen Roman aus meiner Tasche, keine zwei Minuten später steckte ich ihn wieder ein. Nein, ich habe keinen Bedarf, mich zu verabreden. Ich bringe ohnehin kaum ein Wort heraus. Und wenn, dann kann ich mir selbst dabei zusehen, wie fremd ich mir beim Sprechen bin, wie oberflächlich interessiert ich zuhöre, während ich mich eigentlich ganz woanders aufhalte – weit weg, irgendwo im Nimmerland der Tristesse ... Ich vermisse die Vergangenheit, in der überhaupt nichts besser war. Trotzdem glaube ich daran, will daran glauben, weil mich die Vorstellung einer erträglicheren Zukunft noch weniger überzeugt. Ich möchte etwas verändern, aber *wie*? Die ständigen Gedanken haben mich eingekesselt, bilden einen engen Kreis um mich herum. Zahlreiche Versuche auszubrechen blieben erfolglos. Erst bettelte, schrie, trat und schlug ich. Inzwischen sitze ich zusammengekauert in der Mitte – ergeben, still, den Kampf müde, so unendlich müde. Ich ertrage mein Dasein, ja, das Herz schlägt noch, ich atme. Es beruhigt mich, dass man durch die dunklen Sonnenbrillengläser nicht erkennen kann, wie ausdruckslos und tot ich ins Nichts blicke – durch die Menschen hindurch. Ich komme mir unbedeutend vor zwischen all den anderen. Ist's nicht auch so? Das zeichnet unsere Gesellschaft aus ... Anonymität, fehlende Intimität. Das ist es, was uns einsam werden lässt. Wer dazu ohne schauspielerisches Talent geboren wurde, der wird einen Saal ohne Publikum antreffen. Ich würde gern eine Farce inszenieren können. Hab jahrelang an ihr gearbeitet. Obwohl es mir gelingt, sie aus dem Effeff runterzurattern, wirkt sie in ihrer Darstellung nicht authentisch. Das wundert mich nicht, schließlich kaufe ich mir die Rolle selbst nicht ab. Es sind die Tragödien, in denen ich ich bin. Weil sie mich auszeichnen, nein, mich *beschlagnahmen*. Ich wollte Regisseurin oder Autorin werden, meine Geschichten umschreiben. Geschichten aber, die meiner Phantasie entsprangen, waren nie ehrlich. Sondern ebenso aufgesetzt und künstlich wie die lächerlichen Witzfiguren, die ich spielte. Vielleicht wäre ich für einen Zirkus geeignet. Als 'ne Art Attraktion; ich erinnere mich an diese Harlekine. Alles, was die Leute sehen, ist das, was sie sehen *wollen*: die rot gemalte, freundliche Fratze. Vor der schwarzen, träufelnden Träne erblinden sie. Ich möchte die Zeit zurückdrehen können – mit dem Wissen von heute. Ich würde einiges anders machen.

15. Mai

Gestern waren Pascal und ich bei den Deichtorhallen im „Haus der Photographie“, um uns eine Ausstellung von Ken Schles, Jeffrey Silverthorne und Miron Zownir anzuschauen. Die Bilder erschrecken und provozieren, da sie sich auf radikale, laszive und tabuisierte Weise mit Themen wie Liebe, Identität, Gewalt und Tod beschäftigen. Am stärksten fand ich die Porträts von Transsexuellen – Silverthornes Fähigkeit, hinter die Fassaden und in das Seelenleben der Charaktere zu blicken, ist einzigartig und herausragend.

Paschi teilte meine Faszination leider nicht. Als ich glücklich von der Inspiration der Werke schwärmte, machte er die nüchterne Bemerkung: „Das war das erste

und letzte Mal, dass ich mir so was angesehen habe. Ist doch total sinnlos, irgendwelche Gesichter zu fotografieren.“

Seine Aussage brüskierte mich. Immer häufiger fällt mir auf, dass wir eigentlich überhaupt nicht zueinanderpassen. Langsam bekomme ich eine Ahnung davon, dass sein Horizont *weit, weit* unter dem meinen liegt und bezweifle, dass er jemals auch nur ein Buch zu Ende gelesen hat. Wir können uns weder über Kunst noch Literatur austauschen. Und wenn ich ihm euphorisch von meinen Erfahrungen aus'm Praktikum berichte, begegnet er mir mit Unverständnis: „Ich kann dir jetzt schon sagen, dass du spätestens in drei Jahren keine Lust mehr darauf hast, von crazy people umgeben zu sein! Warum interessierst du dich für die Schicksale dieser Frauen? Die sind *krank*, denen kann eh keiner helfen!“

Wir haben uns stetig weniger zu sagen. Wir schlafen zwar wieder miteinander, aber meistens fehlt's mir an Verlangen. Ich besuche ihn kaum mehr in seiner Wohnung, weil es nach vergammeltem Müll und abgestandenem Rauch riecht, und weil ich mich in seiner Bude unwohl fühle – seine Einrichtung ist mir zu simpel, zu karg, zu undekorativ. Ebenso gut könnte ich auf das Übernachten an den Wochenenden verzichten. Pascal hustet andauernd und rotzt seinen Schleim ins Waschbecken – das widert mich an.

Das Geld übrigens, das ihm bereits vor Wochen von Steffen versprochen wurde, hat er nicht erhalten. Jedes Mal, wenn die beiden vorhaben, zur Bank zu fahren, wird Paschi versetzt und mit neuen Ausreden vertröstet. Mit der Ausbildung in Wiesbaden hat's sich inzwischen ebenfalls erledigt, und Steffen wird nicht an Lungenkrebs sterben – die Tumore sind behandel-, wahrscheinlich sogar heilbar. Ich hab gewusst, dass an dem Geschnacke was faul ist, aber davon wollte mein naiver Prolet ja nix hören. Daher geschieht's ihm ganz recht, wenn er nun Stress mit seiner Exfrau und den Insolvenzgläubigern hat. Was verspricht er denen auch Kohle, über die er gar nicht verfügt?!

Er spürt, dass ich mich von ihm abnabele, unternimmt allerdings auch nüscht dagegen, obwohl ich oft genug kommuniziere, er vertue jede der Chancen, die er von mir kriege. Anstatt Einsicht zu zeigen, kritisiert er, die fünfminütige Busfahrt zu mir sei eine halbe Weltreise und ihn kotze an, dass wir nicht zusammenwohnen würden. Er verfehlt die eigentlichen Probleme, die sich fortlaufend wiederholen, und macht mich zum Prügelknaben.

Heute besuchten wir auf der Reeperbahn 'nen Sexshop – angeregt durch mich, die ich auf das Ausprobieren von Toys neugierig war. Pascal plierte lechzend auf einen der in mir Würgereiz auslösenden Analclips, der 'n dickes Weibergesäß zeigte, aus dessen glattrasiertem Anus milchiges Sperma troff. „Meine Exfreundinnen bettelten darum, von hinten genommen zu werden“, protzte er enthusiastisch und bemäkelte abfällig: „Schade, dass *du* mir das niemals wirst bieten können!“

Es langt! Ich bin fest entschlossen, die Beziehung schnellstmöglich zu beenden. Aber zuerst muss ich mir ein Netzwerk aufbauen – mit meinen Freundinnen Debora und Charly stehe ich immerhin wieder in engem Kontakt. Es freut mich, dass Debora mir trotz des seltenen Sehens (höchstens an unseren Geburtstagen)

erhalten bleibt. Wir schreiben oft – sie schickt Bilder ihres Enkelkindes, geht in der Rolle als Oma auf und ist nach wie vor happy mit ihrem halb so alten Freund.

Meine Klientin Rawina

19. Mai

Im Augenblick beschäftigt mich eine meiner Klientinnen. Ich erlaube mir, *meine* Klientin zu sagen – sei es drum, dass ich *nur* Praktikantin bin. Da ich Rawina erst seit wenigen Monaten „kenne“ und mich bewusst dafür entschieden habe, ihre Akte im Vorfeld nicht einzusehen, um ihr unvoreingenommen begegnen zu können, arbeite ich in erster Linie mit meinem Erleben, meiner Beobachtung und Einschätzung. Einige Hintergründe sind mir zwar aus den Teambesprechungen und Erzählungen meiner Kolleginnen bekannt, andere wiederum erfahre ich durch Rawina selbst. Weil sie grundsätzlich eine sehr aufgeschlossene Art hat, auf Menschen zugeht und ohne Umschweife aus ihrem Leben berichtet, fiel es von Anfang an leicht, mit ihr in Dialog zu treten. Intensiviert hat sich unser „Verhältnis“ allerdings dadurch, dass ich auf ihren Wunsch hin ein Bild für sie zeichnete. Rawina sah meinen Dienst als Geschenk an, für das sie mir seither Dankbarkeit entgegenbringt. Für mich aber war dieser Dienst eine Selbstverständlichkeit, da ich mich mitverantwortlich fühle, Hilfebedarfe abzudecken – so gut ich’s eben kann, und auch, weil mir diese Aufgabe Spaß bereitete.

Rawina unterscheidet sich gewissermaßen von den anderen Frauen, die die Einrichtung aufsuchen – schon allein der Tatsache wegen, dass sie keinen prekären Drogenkonsum hat. Sie ist Alkoholikerin mit gelegentlichem Beikonsum von Substitol und Kokain.

Ihre Intelligenz lässt sie gerne zum Vorschein kommen, indem sie über Poesie und Philosophie spricht oder von ihren Aufenthalten in Belgien. Mit ihrem freundlichen, lauten und humorigen Naturell unterhält und erquickt sie das ganze Café. Unabhängig von ihrer Suchtproblematik wirkt sie oberflächlich betrachtet recht „klar“, beinahe „normal“. Sie ist maskulin, zugleich zart und faltenlos in ihren Gesichtszügen. Das blonde Haar trägt sie streng zum Dutt gebunden, die blauen Augen plinkern durch eine dicke Hornbrille, den schmalen Leib verbirgt sie unter Schlabber-Pullovern.

Rawina pflegt eine innige Beziehung zu ihrer Oma und führt seit einigen Jahren ’ne lesbische Partnerschaft. Ihre Freundin, die sie „Murmeline“ nennt, ist methadon- und cannabisabhängig, manchmal trinkt sie auch Alkohol. Rawina erzählt sehr liebevoll von ihr, sorgt sich jedoch häufig, da sich ihre Liebste nur schwer damit arrangieren kann, dass Rawina der Sexarbeit nachgeht. Murmeline sorgt sich nicht weniger und *zu Recht* um sie, weil sie unter einer chronischen Bauchspeicheldrüsenentzündung leidet (Folge des jahrelangen Alkoholmissbrauchs). Rawina ist sich zwar im Klaren darüber, dass sie mehr essen und den Konsum einschränken sollte, wo ansonsten jeder Tag der letzte sein könnte, säuft indessen

aber weiterhin rund um die Uhr auf nüchternen Magen, obwohl sie in der Vergangenheit bereits drei heftige Schmerzanfälle hatte. Die Tatsache, ihr Leben zu riskieren, macht ihr Angst. Diese Angst versucht sie, bestmöglich zu verdrängen. Ab und an ist ihre Angst aber so groß, dass sie sich einer Entgiftung unterzieht. Von stationären Entwöhnungskuren und Entzügen auf eigene Faust hat sie etliche hinter sich. Das Zweite ist besonders gefährlich, weil es tödlich enden kann.

Ernsthafte Botschaften wie diese fallen meistens komplett aus dem Zusammenhang eines lockeren Gesprächs, das wir führen, und werden ins Ironische gezogen. Nebensächlich wirft Rawina ein, Opfer von sexueller Gewalt zu sein; Geld zu sparen, um sich in Belgien einzuquartieren, da Belgien „ein guter Ort zum Sterben“ sei, oder sich gezielt Freier auszusuchen, die sie schlecht behandeln, um sich selbst zu bestrafen.

Meine Kolleginnen behaupten, es gehe hierbei um eine Taktik, die Rawina für sich nutze, um Aufmerksamkeit zu erlangen. Ich dagegen kann das so nicht im Raum stehen lassen. Vielmehr erkenne ich in diesem Verhalten einen hinter ihrer Fassade versteckten Hilferuf und die Bitte, gehört zu werden. Sicher steckt auch ein Muster, mit schockierenden Geschichten Mitleid zu erregen, dahinter. Dennoch möchte ich den Background erfassen und Erklärungen finden.

Eine meiner Kolleginnen signalisierte deutlich, sie habe Schwierigkeiten damit, dass sich Rawina mir so weit öffne, zumal *sie* und nicht ich ihre Betreuerin sei.

Und meine Anleiterin unterstellte mir Unerfahrenheit, aufgrund derer sie mir nicht zutraue, mich sachkundig mit Rawina auseinanderzusetzen. Weil ich wissen wollte, wie sehr ich die Gespräche denn vertiefen dürfe, ohne der Zuständigen die Klientin „wegzunehmen“, brachte ich diese Thematik gestern in der Teambesprechung ein. Überdies verärgerte mich das fehlende Zutrauen in meine Fähigkeiten. Man begründete sein Handeln mit der (Für-)Sorge- und Verantwortungspflicht mir gegenüber. Das Argument kommt mir allerdings zu simpel und lediglich halb wahr vor. Ich schließe nicht aus, dass es generell ungern von den Kolleginnen gesehen wird, wenn eine ungelernte Praktikantin ebenfalls 'nen guten Draht zu einer Klientin aufbaut. Meine Vermutung teilte ich natürlich nicht mit.

Jetzt frage ich mich, wie ich mit Rawina und den Missständen im Team umgehen soll. Ob ich mich über die Bedenken hinwegsetzen kann? Ich möchte mit Rawina im Dialog bleiben und probieren, ihr eine Unterstützung zu sein. Denn ihre Suizidgedanken stehen im Widerspruch zu den zahlreichen Entgiftungsversuchen und der Furcht vorm Sterben. Ich glaube, dass sie sich von Herzen eine Veränderung wünscht und *leben* will, es sich aber zur Bewältigungsstrategie gemacht hat, sich mit ihrem bedrohten Gesundheitszustand abzufinden. Wahrscheinlich ist die Angst vor einem qualvollen und schmerzhaften Tod stärker als die Angst davor, den „Notausgang“ zu wählen. Vielleicht beruhigt es sie sogar, zwar unfreiwillig, aber immerhin selbstbestimmt ausglücken zu können, wenn sie eine Verschlechterung ihres Zustands nicht mehr aushält. Die Phasen der Entgiftung waren wahrscheinlich derart von Pein besetzt, dass der Alkoholkonsum weniger der Selbstgefährdung als vielmehr dem Selbstschutz dient. Würde sie mir dagegen klar signalisieren, ihr Leben zweifellos beenden zu wollen, müsste ich auch das

akzeptieren. Dann würde ich sie darin bestärken, die Zeit, die ihr bis dahin noch bleibt, so gut wie nur possible schön zu gestalten.

Bleiben oder gehen?

15. Juni

Mit Paschi läuft's steil – rauf und runter. Ich schwanke zwischen Zu- und Abneigung. Die harmonischen Momente sind selten, aber es gibt sie. Deshalb fällt's mir schwer, die Trennung durchzukurbeln. Wir waren gemeinsam auf Geburtstagen, Straßenfesten und Flohmärkten, in Restaurants, Cafés und Bars. Darüber hinaus hatten wir mal für seine Verhältnisse ausgefallenen Sex in meiner Dusche bei fließendem Wasser und in seiner Küche auf'm Ceranfeld unter der Dunstabzugshaube – hinter mir klapperten die Rührbesen, Suppenkellen, Saucenlöffel und Grillzangen. Das abendliche Kuscheln an den Wochenenden ist auch wieder mehr geworden.

Sobald ich meine Zeit allerdings ohne ihn verbringe, schwelen die Sorgen und Belastungen erneut in mir. Ich bin unglücklich, weil die Basis nicht stimmt und ich ihn als Freund nicht ausreichend liebe.

Steffens neue Ausrede für die bisher nicht erfolgte Auszahlung ist, er sei in kriminelle Machenschaften (Geldwäsche) verwickelt. Ich glaube überhaupt nix mehr und möchte mich abgesehen davon keineswegs weiter mit dem Klimbim beschäftigen. Soll doch Pascal den Hampelmann machen!

Nach ewig langer Funkstille haben meine Exfreundin Melanie und ich uns wiedergetroffen. Das hat mir gutgetan und Klarheit geschaffen. Während ich mit der Gabel 'nen Chicken McNugget von seiner panierten Ummantelung befreite und ihn in den süßsauren Dip eintunkte, fragte ich, wie ich eigentlich damals in unserer Beziehung gewesen war, ob ich mich da auch so aufgegeben hätte.

„Überhaupt nicht, im Gegenteil ...“, erwiderte sie und strich sich ihre welligen Haarbüschel hinter die kleinen, abstehenden Öhrchen. „... Du hast ausschließlich dein eigenes Ding gemacht, warst ziemlich unerreichbar und wenn überhaupt nur für wenige Stunden auf Partys wirklich nah. Aber selbst da schwirrtest du mal hier, mal dort umher. Du gehörtest *niemandem*. Jeder drehte sich nach dir um, das hast du stets gespürt und genossen oder abgewiesen. Der Kerl hier neben uns glotzt dich auch die ganze Zeit an.“ Feixend gab sie mir einen Wink in seine Richtung und biss hungrig von ihrem Cheeseburger ab.

Ich wand mich perplex zur Seite „Ach, Melly, mach keine Witze! Ich komm mir ganz unscheinbar vor im Gegensatz zu früher als Goth-Königin – in extravaganteren Kleidern und mit Schichten Kleister im Gesicht ... Guck mich jetzt an: Ich bin regelrecht piefig geworden.“

„Nein, Vici, ich meine es ernst. Du hast diese Aura ... Und egal, ob du elegant, sexy oder sportlich angezogen bist, das ändert nichts daran. Du *wirkst*.“

„War ich wirklich *so* skrupellos?“

„Ja ...“, lachte sie, dass der gematschte Käse-Weizen-Buns und ihre Madonna-Zahnlücke zum Vorschein kamen. „... jedoch glaube ich nicht, dass du's böse gemeint hast. Du hattest schon immer viel mit dir selbst zu tun.“

Als ich meiner Therapeutin davon erzählte, schien diese nicht gerade überrascht zu sein.

„Sie haben ein Nähe-Distanz-Problem, Frau Rickert“, sagte sie spröde – ohne die Miene zu verziehen. „Sie sehnen sich nach Nähe, die Ihnen zugleich Angst bereitet, weil sie Einlassen und somit das Risiko des Verlustes birgt. Um diese Nähe zu erlangen, sind Sie bereit, alles zu geben und in Kauf zu nehmen. Während Sie idealisieren und unkritisch sind, vergessen Sie aber, für sich selbst da zu sein. Bis Sie das für sich erkennen, haben Sie Ihr Selbst bereits voll und ganz vernachlässigt. Von da an kämpfen Sie also mühevoll darum, sich wieder aus den Fängen zu befreien, was wiederum Ihr Gegenüber sehr schwer verstehen kann. Sie sollten in Zukunft genauer hinsehen, *wen* Sie sich aussuchen, beziehungsweise *von wem* Sie ausgesucht werden. Weder das klammernde noch das unerreichbare Extrem tut Ihnen gut. Finden Sie ein *Mittelmaß* – in all Ihren Lebensbereichen.“

Ich habe mit Rawinas Betreuerin geredet und ihr vorgeschlagen, sie einzuweihen, wenn ich meine, etwas für sie Neues und eventuell Hilfreiches über Rawina herauszufinden.

Denn ich denke, dass ich als „Frischling“ einen anderen Blick auf unsere gemeinsame Klientin entwickeln könnte, da ich Neugier und Offenheit mitbringe, während meine Kolleginnen, die ihre Geschichten bereits seit Jahren kennen und nicht mehr hören können, vielleicht etwas eingefahren sind in ihrer Haltung.

Trotz dessen musste ich feststellen, dass man mich häufig aus Situationen rausholte, in denen sich Rawina mir gegenüber öffnete. Das fand ich arg schade, weil ich gerne weiter an sie herankommen würde. Inzwischen scheint eine meiner Kolleginnen so weit gegangen zu sein, Rawina aufzufordern, sich bei Gesprächsbedarf *ausschließlich* an ihre zuständige Sozialarbeiterin zu wenden.

Seither bedauert sie, sobald sie sich bei ihrer Erzählung selbst ertappt, bei allen anderen Kolleginnen, auch bei mir: „Ach, *dir* darf ich mich ja nicht anvertrauen!“ Obwohl ich mich erst mal noch diskret und nur kurz angebunden verhielt, weil ich das Team nicht verärgern oder gar einen zu forschen Eindruck hinterlassen wollte, bin ich jetzt umso mehr entschlossen, mich über die Meinung der anderen hinwegzusetzen. Ganz gleich, ob zum Beispiel meine Anleiterin glaubt, Rawina plaudere *jeden* an, der ihr zuhört – ich kann mir nicht vorstellen, dass es Rawina egal ist, vor wem sie sitzt. Sie spürt mein ernsthafteres Interesse. Und dieses Interesse bringt sie auch mir entgegen.

Es gab wieder einen Fall im Team zu besprechen – einen äußerst perfiden von einer Mutter, die schon seit Jahren in die Einrichtung kommt, und deren Tochter, die meine Kolleginnen haben aufwachsen sehen. Ursprünglich war sie auf'm

guten Weg – Schulabschluss, Beginn einer Lehre ... Bis ihre Erzeugerin alt, krank, verbraucht und fett wurde, sodass sie nicht mehr anschaffen gehen konnte. Weil natürlich irgendjemand das Geld nach Hause bringen musste, schickte sie ihre endlich achtzehnjährige Tochter auf den Strich (Lehre abgebrochen). Damit nicht genug – sie verleitete sie zum Heroinkonsum und steckte ihr eigen Fleisch und Blut mit Hepatitis C an.

Meine Kolleginnen stehen nun im Konflikt, ein Hausverbot zu erteilen, da sie es nicht länger ertragen, Mutter und Tochter im Konsumraum „auf einen gelingenden Schuss“ anstoßen zu sehen, oder das Vertrauen der beiden zurückzugewinnen, indem sie dieses bizarre Abhängigkeitsverhältnis akzeptieren, um so mit der Jeweiligen einzeln 'ne vorwurfsfreie Aussprache führen zu können. Puh, war das krass. Ich finde diese Situation äußerst heikel. Am liebsten möchte man die Polizei oder das Jugendamt einschalten ... Doch das würde die Anonymitätswahrung aufheben, und wo die Tochter nun erwachsen und für sich selbst verantwortlich ist, kann keiner was tun. Zumal ihre Mutter sie stets vor Bezeichnungen in Schutz nimmt und jedes Einmischen in die Beziehung abwehrt. Moralisch verstößt sie gegen *alle* Werte und Normen, die man im Rahmen einer *guten* Erziehung eigentlich erwartet. Aber steht es einem deshalb zu, das Band, das die beiden offenbar *trotzdem* miteinander verbindet, zu zerschneiden?

Ende Mai fand die Jahresfeier der Drogensuchtberatungsstelle statt, für die ich Einladungen gestaltete und ein Kunstprojekt mit den Besucherinnen startete. Auf Leinwand hatte ich die Frage *Was bedeutet dir die Einrichtung?* geschrieben.

Die Antworten fielen sehr bewegend aus: *Zuhause, Familie, Ankommen, ein Ort, an dem ich immer willkommen bin.* ... Es wurden Herzen, Smileys und Blumen gemalt und zahlreiche Dankesgrüße formuliert. Auf der Party, die ich fotografierte, sind einige unserer Klientinnen trotz ihrer Überwindungshürde und Scham erschienen – das ging mir sehr zu Herzen. Rawina war auch dabei und stellte ihre liebevolle Mama und ihre Freundin Murmeline vor, die uns ein kleines Liedchen sang und dazu Gitarre spielte.

7. Juli

Es ist tatsächlich aus.

Unseren Zweijährigen letzte Woche hab ich mir etwas romantischer vorgestellt, wo ich Pascal teuerste Pralinen gekauft und so viel Mühe in das Verfassen einiger hübscher Zeilen investiert hatte. Ich saß noch mit Susi im Auto, als ich Paschi per WhatsApp fragte, ob er auf dem Weg zu mir Kaffeepads aus dem Supermarkt mitbringen könne.

„Und, bringt er die Pads mit, oder sollen wir noch mal einkaufen fahren?“, wollte sie wissen.

„Nee, er hat kein Geld“, grummelte ich.

„Wie, er hat *kein Geld*?! Ein gestandener Mann von sechsunddreißig hat am Monatsende keinen Cent mehr in der Tasche? Das glaub ich jetzt nicht, Vici!“

„Tja, er hat wohl wie immer zu früh mit seinem Gehalt gerechnet.“

„Das kann doch nicht wahr sein!“ Aufgebracht haute Muddi aufs Lenkrad. „Dann leiht man sich was – das ist das *Mindeste*, um seiner Frau einen Gefallen zu tun. Wir reden hier über *zwei* Euro!!“

„Ja, ich find’s auch beschissen, Mom. Wahrscheinlich krieg ich nich’ ma’ was zum Jahrestag ... Die letzten Male hab auch immer nur *ich* ihm was geschenkt ...“

In der Küche wartete ich mit der Übergabe meines Präsensts, bis er mir das seine übergab.

Was soll ich sagen ... Alles, was er sich für mich hatte einfallen lassen, war eine kleine, billige Plüschmaus, über die sich allenfalls eine Zehnjährige gefreut hätte. Ich war zutiefst enttäuscht und *wütend*.

„Schade, dass ich dir gerade mal *einen* Groschen wert bin“, fing ich ruhig an. „Um ehrlich zu sein, finde ich dich ganz schön einfalllos. Auf diesen Tag, der eigentlich ein besonderer ist, hätt’ ich gern mit dir angestoßen. Das Datum weißt du schließlich nicht erst seit heute ...“

Paschis Stimme erklang schrill und aggressiv: „Geld, Geld, Geld ... Ein richtiger Kerl muss Asche haben, was?“

„Verwechsle mich nicht mit deiner kohlegeilen Exfrau, Pascal. Das ist nicht mein Niveau“, bellte ich zurück. „*Du* bist derjenige, der von nichts anderem spricht. Mir geht’s nicht um dein fehlendes Scheißgeld oder um Vermögen; ich erwarte nicht mal, dass du mich einlädst. Wir hätten genauso gut ein Picknick bei Sonnenuntergang machen können. Eine Karte schreiben oder ’n Blümchen pflücken kostet im Übrigen *nada*. Wir sprechen über *zwei* läppische Euro, die du von mir wiederbekommen hättest. Aber du verlässt dich nur auf andere – darauf, dass dein Lohn rechtzeitig da ist oder Steffen dich bezahlt ... Meiner *Ma* ist ja schon peinlich, dass ihre Tochter von ihrem Freund nicht verwöhnt wird.“

„Ach, deiner Mutter erzählst du *alles*, was?! Wie steh ich denn da? So kann ich mich doch nicht auf ihrem Geburtstag blicken lassen!“, schrie er fast.

„Du bist ohnehin nicht erwünscht, seit du ihre Wohnung auf unsere Bitte hin nicht gestrichen hast. Das hättest du wenigstens für *mich* tun können, wo sie dir gegenüber immer so großzügig war, was man von *deiner* Mutter *nicht* behaupten kann!“ Während Pascal beinahe den Stuhl umwarf, brüllte er: „Weißt du was? Susi kann mich mal am Arsch lecken! Tschau!“, brauste davon und stieß mit einem so lauten Rumms die Tür hinter sich zu, dass der Boden wackelte.

Ich blieb entsetzt sitzen und zündete mir eine Zigarette an. Die Pralinen aß ich noch am selben Abend auf, die Postkarte zerriss ich.

Drei Tage später, nachdem wir uns einigermaßen wieder vertragen hatten, berichtete er begeistert, er habe sich einen Gebrauchtwagen gekauft. Ich fühlte mich dermaßen verarscht – das ist gar nicht in Worte zu fassen. Obendrein fragte er, wie ich es finden würde, wenn er durch die Vermittlung eines Kumpels Industriemechaniker werde und 3.000 netto verdiene. Dafür müsse er allerdings viel reisen und sei dann lediglich eine Woche im Monat zu Hause. Abgesehen davon, dass

ich mir virtuell wieder an den Kopp fasste, weil ich nicht glauben konnte, wie jemand wirklich *so* närrisch sein kann, davon auszugehen, ohne jäh eine solche Ausbildung gemacht zu haben, *reich* zu werden, hing er mir im wahrsten Sinne zum Halse raus. Ich übergab mich auf ihn und beendete das Elend.

Letzte Schicht

16. Juli

Vergangenen Mittwoch fand im Team der Abschied von meinen Kolleginnen statt. Während ich mich unter schlotternden Knien auf meine Ansprache vorbereitete (ich halte überaus ungern Reden vor größeren Zuschauergruppen), waren die Blicke neugierig auf mich gerichtet. „Ich möchte mich herzlichst für die spannende und abwechslungsreiche Zeit bedanken“, stotterte ich nervös und atmete tief ein. „Auch wenn ich zu Anfang häufiger in mich gekehrt gewirkt haben mag, da ich auf der einen Seite ohnehin ein Mensch bin, der neue Reize und Situationen erst mal beobachtet, für sich ordnet und reflektiert; auf der anderen Seite weil mir einige private Angelegenheiten Bauchschmerzen bereiteten, bin ich nun doch endlich hier warm geworden und bedaure, dass sich das Praktikum bereits dem Ende neigt. Ihr habt mich darin bestärkt und in meinem Entschluss sicherer werden lassen, nach meinem Studium weiterhin in der Drogenhilfe zu arbeiten, obwohl ich mit den wechselnden Diensten Schwierigkeiten hatte, wo mir persönlich Struktur enorm wichtig ist. Dennoch war’s ’ne tolle Erfahrung. Ich hab ’ne kleine Überraschung für euch und die Klientinnen.“ Lächelnd kramte ich in meinem Beutel und präsentierte meine Geschenke. „In dieser Schachtel befinden sich fünfzig Lebensweisheiten, von der jede Frau sich eine mit auf den Weg nehmen soll. Hoffentlich könnt ihr meine Schrift lesen. Außerdem hab ich euch eine Collage aus den schönsten Fotos der Jahresfeier zusammengestellt. Lasst uns anstoßen!“

Als für mich geklatscht, die Gläser erhoben und das Lied „Viel Glück und viel Segen“ im Kanon gesungen wurde, fing ich ergriffen zu weinen an. Wir umarmten einander, und von meiner Anleiterin erhielt ich schwarz auf weiß meine Beurteilung, über die ich mich sehr freute: *Frau Rickert hat die vielfältigen und unterschiedlichen Aufgaben verantwortungsbewusst und zuverlässig erfüllt. Sie baute im Verlauf gute Kontakte zu den Besucherinnen auf und konnte Vertrauensverhältnisse herstellen. Ihre Vorgehensweise war dabei geprägt von einer akzeptierenden Haltung und Wertschätzung. Sie bewies sowohl Empathie als auch die notwendige Distanz. In schwierigen Situationen verhielt sie sich umsichtig und traf sichere Entscheidungen.*

Im Team zeigte sie sich interessiert und kollegial, lernte eigene Erfahrungen aus der praktischen Arbeit einzubringen und hieraus Handlungskonzepte abzuleiten. Überdies brachte Frau Rickert eine hohe Bereitschaft und Fähigkeit ein, Infor-

mationen und Kenntnisse aufzunehmen, zu verarbeiten und daraus Lernfortschritte zu machen.

Eine besondere Bereicherung war für die Kolleginnen ihre kreative Mitarbeit in der Vorbereitung unserer Jahresfeier und bei der Gestaltung von Aushängen und Piktogrammen für unsere Besucherinnen.

Meine letzte Schicht verlief nicht weniger anrührend. Diversen Klientinnen standen die Tränen in den Augen, als sie mich fest an sich drückten.

Dass sogar eine, die sonst eher barsch und unnahbar ist, mein Aufhören sanft bedauerte, ging mir mega unter die Haut. „Ey, Vic ... das find ich *echt* mies, dass du gehst“, raunte sie burschikos heiser – Kaugummi schmatzend, mich leger breitbeinig anschiehend. „Du bist ’ne Coole, ich hab dich irgendwie lieb gewonnen. Und du bist jemand, der sich *ehrlich* interessiert, der sich so schnell nich’ verschrecken lässt. Mit Praktikantinnen konnt’ ich bisher überhaupt nix anfangen, aber für mich warste schon ’ne vollwertige Sozialarbeiterin.“

„Ich hab dich auch lieb gewonnen und finde, dass wir gut miteinander ausgekommen sind, oder?“, grinste ich zur Aufmunterung. „Es würde mir Freude bereiten, dir mal wieder wie damals zufällig über den Weg zu laufen!“

Sie nickte zustimmend und zerkrümelte den Tabak in ihrem Schoß, um sich ’ne Fluppe zu drehen. Indessen glaubte ich zu wissen, wie sehr sie meine Worte, die *ernst* gemeint sind, schätzte, weil sie sich oft darüber beklagte, sie komme sich auf der Straße, in Bus und Bahn wie Abschaum vor, über den schlecht hergezogen und von dem sich angeekelt abgewendet werde, da sie halt ’n „Scheißjunkie“ sei. Das Highlight des Abends war ein Anruf von Rawina. Zehn Tage zuvor hatte ich ihr erzählt, welche Gedanken, Fragen und Interpretationen mich zu ihrem Verhalten beschäftigten, und versuchte, sie darin zu motivieren, erneut einen Entzug und ’ne Therapie zu machen. Sie reagierte ablehnend und kokettierte in ihrer galgenhumorigen Art mit Selbstmord.

Ich hab ihr meine Hand aufs Bein gelegt und sie angefleht: „Rawina, du bist gerade mal Mitte vierzig. Das ist kein Alter zum Sterben. Denk doch mal an Marmeline, deine Mutter ... und mich, die ich ebenfalls um dich trauern würde. Wenn du die Chance nicht *dir* zuliebe nutzt, dann tu’s wenigstens für die, denen du wichtig bist.“

„Das bringt eh nüscht mehr!“, hat sie dreckig lachend gelallt, woraufhin ich ihr erbot und knallhart ins Gesicht warf: „Dann nimm dir doch das Leben, wenn du meinst, es lohne nicht, dafür zu kämpfen!“

Von da an war sie nicht mehr aufgetaucht und nun hörte ich sie am anderen Ende der Leitung leise sagen: „Nö, ich hab dich nicht vergessen, Vici. Wollt’ mich mal eben von dir verabschieden. Persönlich wäre na logo schöner gewesen, aber ich meide die Szene gerade, um nicht einzuknicken. Bin nämlich seit unserem letzten Gespräch trocken!“

Ich traute meinen Ohren kaum, bekam Gänsehaut vor Stolz und Glück und zog mit geschlossenen Augen einen Spruch aus der Box, den ich ihr vorlas und der

besser nicht hätte passen können: *Nichts muss so sein, nur, weil es immer so gewesen ist.*

Aus eigener Erfahrung ist mir natürlich klar, wie hart Rawina zu fighten haben und Rückschläge erleben wird – da mache ich mir überhaupt nichts vor. Dennoch ist der Ansatz ein Schritt in die richtige Richtung. Ich hoffe, dass sie es schafft, ihr Ziel eines Tages zu erreichen. Ich werde noch oft an sie denken.

Dass ich meine Anleiterin schließlich davon überzeugen konnte, mir und meinem Umgang mit Rawina zu trauen, dessen bin ich sicher. Ihr ehemaliger Verdacht, ich könne durch die Parallelen in meinem Leben getriggert werden, hat sich nicht bestätigt. Stattdessen bin ich zu der Erkenntnis gekommen, keine Vergleiche zwischen meinen und den Erlebnissen der Klientinnen anzustellen. Hin und wieder fielen mir zwar ein paar Gemeinsamkeiten auf – dann aber spürte ich, mich in die unterschiedlichen Lebenslagen und Krisen hineinversetzen zu können, ohne dabei die eigenen aufkommen zu lassen. Es war so, als würde ich bemerken: „Ja, ich weiß, wovon du sprichst, was du gerade fühlst und denkst.“ Oder: „Ja, das ist mir nicht fremd, weil auch ich Ähnliches durchmachen musste.“ Als würde dieses Wissen meine Handlungsorientierung leiten – meine Beratung beeinflussen, mir passende Ratschläge auf die Zunge legen. Woran ich in der Hinsicht zukünftig arbeiten möchte, ist, dass ich das, was mir gerade durch den Kopf schießt, nicht übereilt ausspreche und auch sonst meine Karten nicht offenlege, um der beruflichen Professionalität gerecht zu werden. Andererseits seh ich's genauso als meine Stärke an, zu einem kleinen Maß an Transparenz zu stehen, da es für die Besucherinnen von Vorteil sein kann zu wissen, jemanden vor sich zu haben, der bestimmte Abläufe in ihrer Komplexität *praktisch*, nicht nur theoretisch nachvollziehen kann.

Was mir wiederum konstant mehr zu schaffen machte, waren die Unstimmigkeiten, Konflikte, gewisse Ansichten und Strukturen innerhalb des Teams.

Nicht selten vernahm ich Spannungen zwischen den Kolleginnen, weil sie sich in ihren Meinungen uneinig waren, und fand, dass sie der betonten Wichtigkeit eines respektvollen Miteinanders nicht immer gerecht wurden. Vielleicht aber sah das auch nur ich als Außenstehende so.

Darüber hinaus widerstrebten mir die erteilten Hausverbote bei Regelverstößen, die nicht selten damit begründet wurden, lernen zu müssen, sich erwachsen zu verhalten.

Selbstverständlich braucht jede Einrichtung Regeln, dennoch kam's mir als „Neue“ hie und da vor, als ob's vereinzelt an pädagogischer Auseinandersetzung mit der Ursache des Problems fehlte, zumal ich ein Hausverbot als kaum hilfreich erachte, wo man's doch in der Sozialen Arbeit in erster Linie mit Klienten zu tun hat, die eben überwiegend *keine* Erziehung, *keine* Regeln und *keine* Selbstbeherrschung erfahren und somit auch nicht gelernt haben, sich „erwachsen“ zu verhalten. Des Öfteren wirkten einige meiner Kolleginnen ebenfalls unglücklich mit solchen Bestrafungsmaßnahmen – daher würde es mir gut gefallen, wenn man individuellere Alternativen finden könnte.

An der Straßensozialarbeit hätte ich gerne schon viel eher teilgenommen, aber das war mir leider nicht erlaubt. Wie diese konkret verläuft und was sie ausmacht, kann ich jetzt endlich berichten: Es gibt kurze (eine Stunde) und lange (vier, fünf Stunden) Strastos. Die lange bietet Raum für ausführlichere Beratungsgespräche und Kriseninterventionen.

Dass man als Praktikantin erst sehr spät mitdarf, liegt daran, dass wir die Frauen first in den geschützten Räumen der Einrichtung kennenlernen und ihr Vertrauen gewinnen sollen, bevor wir als „Gast“ in ihre Lebens- und Arbeitsalltagswelt eintauchen.

Bei der Straßensozialarbeit ist daher ausschlaggebend, *wie* man auf die Frauen zugeht. Es muss stets aufmerksam geschaut werden, ob unsere Kontaktaufnahme erwünscht oder unerwünscht ist. Nicht immer möchten die Frauen uns „sehen“, nur, weil sie uns kennen. Die Achtsamkeit gilt auch in Bezug auf andere Passanten: Wie ist das Polizeiaufgebot? Laufen unerkannte Zivis rum? Findet eine Anbahnung zwischen Sexarbeiterin und Freier statt? Diskretion und Anonymität sind gefragt – schließlich ist es nicht beabsichtigt, eine Frau bloßzustellen oder sie an ihrer Arbeit zu hindern.

Als Straßensozialarbeiter muss man farblich gekennzeichnet sein, um sich so von anderen Straßensozialarbeitern zu unterscheiden. Meine Kolleginnen und ich trugen demzufolge einheitliche Jacken und rote Taschen mit „lebenswichtigen“ Utensilien, wie zum Beispiel Trinken (heiß und kalt), Snacks, Kondome, Gleitgel, Taschentücher, Sauerstoffmasken für den Notfall, Flyer von Einrichtungen, an die vermittelt wird usw.

Mit neuen Frauen – also nicht unseren Klientinnen – kommt man über die Vergabe von Hygieneartikeln ganz passabel in Kontakt. Andere wiederum trauen sich nicht, die Einrichtung zu besuchen, weil sie sich nicht als Sexarbeiterinnen oder Drogenkonsumentinnen outen möchten.

Abschließend kann ich zu meinem Praktikum sagen, dass mir die letzten Wochen am besten gefallen haben. Wenn ich meine Partnerschaft bereits früher beendet hätte, wäre die Arbeit wahrscheinlich leichter gewesen, da mich der Kummer zu stark eingenommen und abgelenkt hat.

Des Weiteren leuchtet mir nun noch mehr ein, dass mein Essverhalten und meine Stabilität durch Krisen, neue und ungewohnte oder einengende Situationen in zwischenmenschlichen Beziehungen und im Beruf ins Wanken geraten. Damals hätte ich mir einen Job in Vollzeit wohl kaum zugetraut, wohingegen ich heute feststelle, dass ich mit Aktivität und Stress viel besser umgehen kann als vermutet. Der Druck im Vorhinein entsteht in meinem Hirn – *ich* bin es, die einen Berg erbaut, der erst mal nicht erklimmbar zu sein scheint und der mich vor Schreck passiv werden lässt. Zukünftig muss ich die Dinge einfach angehen. Die Dramatik kostet nicht nur Zeit, sondern auch Energie. Nichtsdestotrotz gehört sie zu mir und wird Teil meines Selbst bleiben.

Die durch den Umzug entstandenen Schulden bei Mama sind fast abbezahlt, und ich bin stolz auf mich, seit Ende April insgesamt lediglich zweimal rückfällig

geworden zu sein. Das ist ein Riesenfortschritt ... Die Kilos, die ich während meiner Arbeit zunahm, purzeln langsam und ohne Anstrengung.

Vor mir liegen jetzt bis einschließlich September zweieinhalb Monate Semesterferien – genug Möglichkeit zur Selbstfindung.

Obwohl es mich ein wenig ängstigt, von heute auf morgen zur Ruhe gezwungen zu sein, zumal ich befürchte, ich könnte die Trennung bereuen, bin ich gleichsam gespannt darauf, wie ich das, was mich erwartet, meistere. Mein Leben kann gar nicht falsch sein, denn es ist *meins*!

Eifer sucht, was Leiden schafft

2. August

Es hat tatsächlich anfängliche Zweifel an meiner Entscheidung bezüglich der Trennung gegeben. Diese haben sich inzwischen jedoch in Luft aufgelöst, weil Pascal mir mit andauernder Grenzüberschreitung mächtig auf die Eierstöcke geht. Er will mich zurück ... Statt aber zu akzeptieren, dass meine Kräfte unsere Beziehung betreffend am Limit sind und ich daher derweil nichts anderes ersehne als das Annehmen meines Wunsches, sich erst mal von mir fernzuhalten, bis Gras über die Sache gewachsen ist, ignoriert er gnadenlos.

Wir führten zahlreiche Diskussionen, in denen ich ihm erklärte, es mache keinen Sinn, es noch mal miteinander zu probieren, weil ich weder ihn noch mich weiterhin mit nie erfüllbaren Ansprüchen belasten wolle. Unterdessen verspricht er wie so oft das Blaue vom Himmel, er sei aufgerüttelt, ich solle ihm nur noch *diese eine* Chance geben, er würde sich *wirklich* bessern, mir den benötigten Freiraum gewähren, nicht mehr länger eifersüchtig sein, zu lesen und sich zu bilden anfangen etc. ...

Trotzdem sucht er all jene Plätze auf, an denen ich mich aufhalte, schickt mir Liebesbriefe und Geschenke und hat sogar einen Urlaub gebucht, auf den ich bis dato vergebens warten musste und bei dem er mich jetzt auf einmal dabeihaben möchte.

Ich fühle mich kontrolliert. Ständig werde ich von ihm gefragt, ob ich feiern und rumknutschen würde, bereits einen anderen kennengelernt oder One-Night-Stands hätte.

Wenn ich ihm ehrlich mit Nein antworte, wirkt er einerseits beruhigt, andererseits besorgt, dass sich das bald ändern könnte. Sein fehlender Stolz und die Opferrolle, die er einnimmt, irritieren mich, sind mir unheimlich.

„Ich hab mich nicht von dir getrennt, um solo zu sein und wild durch die Betten zu hüpfen. Ich hab mich von dir getrennt, da es mit uns nicht mehr funktionierte und auch, weil meine Gefühle für dich nachgelassen haben“, sagte ich vor Kurzem. „Dein Stalking macht alles nur noch schlimmer. Damit erreichst du genau das Gegenteil von dem, was du *eigentlich* erreichen willst. Mit deinem Verhalten

bestätigst du geradezu, dass ich die *richtige* Entscheidung getroffen hab. Ich möchte nicht, dass wir in Hass, sondern als Freunde auseinandergehen.“

„Liebst du mich denn überhaupt nicht mehr? Wie kannst du zwei Jahre einfach so wegwerfen?“, jaulte er und blickte mich an wie 'n nasser Dackel.

„Ich werfe zwei Jahre nicht *einfach so* weg, Pascal. Mir war schon vor Monaten klar, mich trennen zu müssen, wenn ich den Catch verliere. Und nein, ich liebe dich nicht mehr. Du bedeutest mir als Mensch nach wie vor viel, natürlich. Aber es geht mir besser ohne dich.“

„Ich kann dich nicht loslassen – ich stehe hier und *kämpfe* um dich!“

„Lass es, dafür isstes jetzt zu spät ... Tut mir leid, dass du verletzt bist. Ich war auch verletzt. Hör auf, dir selbst zu schaden, und versuche abzuschließen. Vielleicht hilft dir eine Neue dabei.“

6. August

Irgs! Ich komme gerade vom Christopher Street Day. Charly hatte wieder so komische Facebook-Leute dabei. Oberanstrengend ...

9. August

Zwischen Paschi und mir ist nun Ruhe eingeleitet. Er befindet sich in Griechenland, sodass wir uns eine Woche lang nicht über den Weg laufen werden. Ich bin rundum zufrieden, fühl mich wohl in meiner Haut, mach wieder Sport, leide seltener unter Bauchschmerzen, genieße die Freiheit, das Flirten, das Trinken- und Essengehen allein oder mit Freundinnen, Kumpels und Mama, das Fotografieren, Schreiben und Verschlingen von Büchern der Autoren Hermann Hesse, Siegfried Lenz, Hans Fallada und Ernest Hemingway. Von Langeweile kann also keine Rede sein.

10. August

Heute in der Bahn saß mir eine ehemalige Klientin gegenüber. Sie erkannte mich nicht gleich, als ich sie anlächelte. Beim Aussteigen drehte ich mich noch mal zu ihr um und freute mich, dass sie mein Lächeln erwiderte – das hat mir den ganzen Tag versüßt.

Ich schreibe gerade mit meinem ExExEx. Ham vor, uns zu treffen.

Und Tessa (eine Freundin von mir, die ich aus einer Gruppe für Frauen mit Essstörung kenne) fragte, ob wir übernächste Woche spontan für fünf Tage nach Barcelona fliegen. Na klar!

Der kleine Prinz

13. August

Momentaufnahme: Ich stehe im Bus mit dem Rücken zur Tür, um ihn nicht schon vor Erreichen des Ziels auf mich warten zu sehen. Je näher ich ihm bin, umso aufgeregter werde ich, obwohl ich bis eben noch einigermaßen gelassen war. Die Erinnerungen von vor über zweieinhalb Jahren kommen in mir auf. Wie ich mich eines lauen Frühlingsabends – es war bereits dunkel – spontan auf den Weg zu seiner Wohnung begab, das vertraute Gelände betrat und ihn draußen im Laubengang zwischen seinen Kumpels hockend entdeckte – das Gesicht unter der Kapuze seines Sweatshirts hervorlugend. Als er mich erkannte, blieb ihm wahrhaftig der Mund offen stehen, er wirkte entgeistert, versteinert geradezu. Erst auf den zweiten Blick bemerkte ich seine Exfreundin in der Runde, die ebenfalls wie gebannt in meine Richtung starrte – fassungslos und sichtlich erschüttert. Ruckartig und scheppernd sprang sie auf und verschwand in der Bude nebenan.

„Vici ...!“, stammelte Tim ungläubig, während ich schmunzelnd auf ihn zuging. Einer seiner Freunde fragte ihn flüsternd und doch laut genug, sodass ich’s hören konnte: „Ist das etwa *die* Vici, deine ...?“

Tim grinste verschmitzt, dann reichte mir der Unbekannte die Hand, stellte sich vor und jubelte: „Ich hab schon viel von dir gehört – natürlich *nur* Gutes. Endlich lerne ich dich ma’ kennen! Cool fand ich dich ja aus Erzählungen bereits.“

Ich begrüßte noch einen anderen seiner Kumpels, den ich von früher kannte, und wir tapsten zu dritt rein, nahmen in Tims Küche Platz, tranken Bacardi Cola und plauderten belangloses Zeugs.

„Tims Ex haste geschickt verjagt, Vici! Aber das geschieht ihr Recht – die Alte hat sie nich’ mehr alle! Du bist genau im richtigen Moment hier aufgekreuzt. Es drohte wieder kritisch zu werden.“ Während er rausmarschierte, pffte er noch: „Na, dann will ich euch zwei Turteltäubchen mal alleine lassen, was?!“

„O weh, ich komme wirklich ungelegen, oder? Hatte nicht vor, dir Ärger zu bereiten – mehr als du ohnehin schon hast“, bereute ich.

„Die wird ’nen mächtigen Aufstand machen, aber egal, das ist’s mir wert. Schön, dass du hier bist. Damit hab ich nu’ wirklich nicht gerechnet. Du siehst übrigens *super* aus.“

„Danke, du auch“, antwortete ich fiepsig und fragte: „Und, wie ist der Stand der Dinge?“

Bedröppelt senkte er den Kopf und quakte: „Schwierig ... Nimmt irgendwie kein Ende mit ihr ... Hoffentlich zieht sie bald weg. Ist kaum auszuhalten. Ständig sucht sie das Gespräch, obwohl es längst aus ist zwischen uns. Du bist ein rotes Tuch für sie und Streitpunkt Nummer Eins. Immer schon. Hab dich halt nie vergessen können. Das hat sie wohl gespürt. Deinen Facebook-Account durchstöbert, sich mit dir verglichen ...“

„Excuse me, Tim. Ich dürfte gar nicht hier sein. Ich denk, ich geh besser.“

„Joa, nä ...?“, nuschelte er. Ich umarmte ihn zum Abschied. Einen Augenblick zu lang. Wir sahen einander tief in die Augen, küssten uns zaghaft und sprachen kurz

darüber, wie sturköpfig und uneinsichtig wir uns damals verhalten hatten. Die Einstimmigkeit tat gut. Ich war froh, endlich Frieden mit uns schließen zu können. Ohne Kränkung, ohne Groll.

Zum Schluss vergrub ich meine Nase in seinem Nacken. Haut und Haar rochen natürlich und unparfümiert. Ein Gemisch aus frischer Gartenluft, Alkohol und Zigarettenrauch – ich mochte das.

Dann lief ich beflügelt und zugleich bedrückt nach Hause. Ich wusste, dass der Kuss der letzte sein musste. Mein Verstand verbot es mir, Tim wieder zu treffen. Einerseits wegen der Unfairness seiner Ex gegenüber, andererseits zu meinem eigenen Schutz. Denn Tims Probleme wollte ich nicht zu meinen machen. Sein Beziehungsstress hätte uns ohnehin keinen positiven Neustart ermöglicht. Aufgrund dieser Tatsachen fiel es mir leichter, rational zu entscheiden und Abstand zu gewinnen. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: *Manchmal rostet alte Liebe eben doch!* – meine krasse Art, Gefühle mit Worten abzustellen. Gefühle für Tim, die vielleicht stets in mir waren.

Wenige Monate danach trat Pascal in mein Leben.

Ich dachte häufig und liebevoll an Tim zurück. Jedoch mehr wie an einen Engverbündeten, jemanden, den man sehr gerne hat. Zum Geburtstag des anderen gratulierten wir einander. Und auch wenn Tim zu Besuch bei seinem Vater auf Mallorca, unserer beider gefühlten Heimat, war, schickte er mir einen kleinen Gruß via WhatsApp, was Paschi, als er's mitkriegte, stark missfiel. „Was willst du von diesem Scheißkiffer?“, pflaumte er mich an. Ich fand seine Eifersucht unbegründet. Dennoch reduzierte ich den Kontakt. Bald traute ich mich überhaupt nicht mehr, irgendeinem meiner Kumpels zu schreiben, weil Pascal zu Unrecht in *jedem* von ihnen einen Expartner oder 'ne Affäre vermutete.

„Feldstraße“ höre ich den Busfahrer durch die Lautsprecher sagen. Als ich aussteige und Tim, der von einem Bein aufs andere wippt, an der Station stehen sehe, wummert mein Herz bis zum Hals hinauf. Während ich langsam auf ihn zugehe, er mich verlegen und jugenhaft anlächelt, bemerke ich, dass auch ich über beide Ohren grinse. Innerhalb von Sekunden scanne ich ihn von oben bis unten mit meinen Blicken ab. Mir fällt auf, dass sich seine rotblonden Haare an den Schläfen in ein silbern schimmerndes Grau verwandelt haben. Seine helle Haut ist von der Sonne leicht gebräunt und von Sommersprossen bedeckt. Das Licht wirft Schatten auf die feinen Lachfalten um seinen Mund, der kess verzogen den schiefen Vorderzahn zum Vorschein bringt. Die grünbraunen Augen leuchten, strahlen mich an. „Naaaa...!“, kräht seine unverwechselbare Knarrstimme. Um mir meine Nervosität nicht anmerken zu lassen, löse ich mich fix aus der Umarmung – bereit zum Aufbruch gen Flohmarkt.

Etwas teilnahmslos begutachte ich das Verkaufsangebot – Schmuck, Elektronikschrott, Blechschilder, Döschen, Vasen etc. Während Tim irgendwas redet, auf das ich mich vor lauter Aufregung nicht konzentrieren kann, mache ich nickend „Mmmh“, „Aha“, „Ja“ ...

Nachdem ich etwas warm geworden bin, berichte ich von meinen Praktika.

Tim erzählt, der Partner seiner Mutter sei schwer erkrankt, weshalb er ihr angeboten habe, öfter zu ihr zu kommen, um sie zu unterstützen, doch statt dankbar zu sein, sei ihre Reaktion nur Ablehnung gewesen. Ihre abweisende und distanzierte Art belaste ihn. Ich will wissen, warum sie so ist.

„Mein Bruder und ich sind wohl nich’ so die Söhne, die sie sich gewünscht hat. Zumindest glaube ich das. Irgendwie wirkt sie insgesamt unzufrieden. Mit ihrem Leben, mit sich selbst, mit *allem*. Wenn sie mit meinem Bruder redet, lästert sie über Papa, über mich wahrscheinlich auch ...“

„Verstehst du dich gut mit deinem Vater?“

„Ja, wir haben einen Top-Draht zueinander.“ Bildhaft schildert er mir eine Pan- nengeschichte, in der sein Dad beim Versuch, ins Segelboot zu steigen, ins Meer plumpste. Und auch im weiteren Verlauf bringt er mich ständig zum Lachen. Si- tuationskomik, die ich unmöglich wiedergeben kann.

Nach einem Kaffee in der Schanze, bei dem wir über unsere Beziehungen quat- schen, schlendern wir zum Hamburger DOM. Tim sucht meine Nähe. Rein „zu- fällig“ streift seine Hand meinen Rücken oder meine Taille. Ich fühle mich zurück in ein Alter von zwölf versetzt – verwundert über meine eigene Schüchternheit, wo ich doch sonst eher als draufgängerisch gelte.

„Kannst du dich an unser erstes Date erinnern?“

„Erzähl!“, fordere ich ihn wissbegierig auf.

„Wir hatten uns über Tattoos unterhalten. Ich meinte, dass ich nicht der Typ dafür sei und auch gar keine Ahnung habe, welches Motiv wohin.“ Sprechend macht er an mir vor, wie mein Finger vor mehr als sechs Jahren zärtlich über seinen Arm glitt und ein unsichtbares Bild zeichnete. „Nach dir hat mich keine Frau mehr *so* berührt. Ich spüre deine Berührung heute noch.“

„Kannst du dich denn auch an unsere erste *Begegnung* erinnern?“

„Logo! Auf’m Flohmarkt ...“

„... als sich unsere Blicke trafen. Du sahst hammer niedlich aus, wie du da in deinen Crêpe reingebissen hast!“

„Und wie stolz du mir deine Einkäufe präsentierst ...“ Er grient wie ’n Honig- kuchenpferd.

Nach einer Weile fügt er hinzu, dass er doch damals schon prophezeit habe, wir würden uns nie aus den Augen verlieren. „Ich war voll enttäuscht, als du deinen Facebook-Account gelöscht hast. So konnte ich wenigstens immer deine Fotos mitverfolgen, auch wenn’s anfangs wehtat, dich an der Seite eines anderen zu sehen. Aber ich hab dich viel zu gern gehabt, als dass ich dir hätte böse sein kön- nen. Und ein bisschen gönnte ich es dir ja, *näää...?!* Ich wollte, dass du glücklich wirst. Aber *so* glücklich sahst du leider gar nicht aus. Das hab ich genau gesehen, obwohl die Bilder natürlich toll waren und tausendmal geliked wurden. Ich kenne dich einfach zu gut.“ *Wie Recht er hat ...*

Wir kehren im Beachclub ein. Tim gibt mir einen Aperol Spritz aus, ich folge ihm zu den Strandliegen und beobachte, wie er an seinem Bier nippt. Als er’s bemerkt, lächelt er wieder in dieser jungenhaft verschmitzten und verlegenen Art. *Er ist süß*, denke ich. Süß ist genau das richtige Wort, um ihn zu beschreiben. *Aber wie*

kann man mit neununddreißig süß sein? Einen Mann dieses Alters definiert man normalerweise eher mit Eigenschaften wie maskulin, markant, reif, kernig ... Tim ist anders. Seine Ausstrahlung, der sportliche Kleidungsstil und die hochgewachsene, schlaksige Statur erinnern vielmehr an einen Buben. Wenn man mich fragen würde, wie ich mir den *kleinen Prinzen* von Antoine de Saint-Exupéry vorstelle, dann würde ich antworten: „Wie Tim. Für mich ist Tim der kleine Prinz.“ Ich weiß schon, warum ich mich einst in ihn verliebte. Nicht zuletzt der Androgynität und seines Humors wegen.

Für August weht ein kühler Wind, der Himmel verdunkelt sich. Tim und ich ziehen uns die Kapuzen unserer Jacken über die Köpfe und frösteln 'ne Weile, bevor wir weiter zur Marktstraße laufen und im Yoko Mono eng nebeneinandersitzend zu Electrobeats schaukeln und Selfies knipsen.

„Ich bin ein bisschen verknallt ...“, lispelt es plötzlich von irgendwoher.

Kam das gerade von ihm? Hab ich mich verhört? Ist oder war er verknallt? Hat er das wirklich gesagt?

„Du hättest Schauspielerin werden sollen!“ Funkeln in seinen Augen ...

„Wie kommst du denn darauf?“

„Du bist unfassbar hübsch und sexy, du bist kreativ, du kannst singen ...“

„Oh Tim, mit so vielen Komplimenten kann ich gar nicht umgehen!“ Ich möchte auch etwas Schönes sagen, Komplimente machen. Doch Verwirrung und Faszination verschlagen mir die Sprache.

Beim Blick auf die Uhr erschrecken wir beide. Der Tag (achteinhalf Stunden) ist im Nu verflogen. Der Abend neigt sich dem Ende zu.

Ein, zwei Busse lassen wir vorbeifahren, ehe ich endlich meinen ganzen Mut zusammennehme und ihn küsse. Der Kuss ist derart unbeholfen, dass ich zu kichern anfangе. Ich küsse erneut, halte kurz inne und schau ihn an. Der Mund offen stehend, die Lider verschlossen. Langsam erwacht er wie aus einem Traum, lacht ertappt und witzelt: „Ich hab grad den *Plemplem*-Blick! Du bist einfach zu hot, ich bin nicht mehr Herr meiner Sinne.“

Mir kommt's vor, als mache ich eine Zeitreise in die Vergangenheit. Tim ist mir vertraut und fremd zugleich. Zärtlich umschließen meine Hände sein Gesicht. Auf Zehenspitzen tänzelnd presse ich meinen Unterleib fest an den seinen. Insgeheim sehne ich mich danach, die Nacht endlos werden zu lassen. Als ich zögernd meine Frage, ob er noch mit zu mir komme, formuliere, weiß ich bereits, dass er verneinen wird, und bin eigentlich auch froh darüber, in meiner Euphorie ausgebremst zu werden, weil es der Moment der Verzauberung ist, der mich lenkt, und den ich vielleicht morgen schon bereuen würde.

Die Tafel zeigt zwei Minuten an. „Den Bus nehme ich jetzt.“ Während er sich beim Einstieg umdreht und spielerisch gestikuliert, seine Erektion verstecken zu müssen, winke ich ihm gackernd hinterher und taumle liebestrunken heim.

Im Bett tu ich kein Auge zu. *Es hat schon damals mit uns nicht geklappt. Warum sollte es heute einfacher sein? Wie gehe ich damit um, wenn er immer noch kiff?* Nein, ich darf es nicht wissen. Besser, ich weiß es nicht. Krampfhaft versuche ich mich an die Gründe, die uns auseinanderbrachten, zu erinnern. Aber der Selbst-

erhaltungstrieb verweigert mir den Zugang, weil mein Gedächtnis die Erinnerungen als gefährlich einzustufen scheint. Ich möchte mich nicht erinnern. Noch nicht ...

Über die Autorin

Nina Heick wurde am 20.07.1987 in Hamburg geboren. Sie hat ein Studium für Kommunikationsdesign abgeschlossen und eine Zeit lang frei in diesem wie auch im fotografischen Bereich gearbeitet. Danach absolvierte sie den Bachelor in Sozialpädagogik und ist seitdem in diesem Beruf tätig.

Anfang 2015 veröffentlichte sie als Self-Publisherin die Kurzgeschichtensammlung „Geschichten, wie sie das Leben schreibt“ und den Roman „ZWEI HERZEN – *Wer bin ich? Wer will ich sein?*“. Im Jahre 2020 ist der Roman „REISE OHNE ZIEL – *Wo bin ich? Wo will ich hin?*“ als E-Book erschienen. Er ist die Fortsetzung des ersten Romans, kann aber auch für sich alleine stehen.

Impressum

Texte: © Copyright by Nina Heick
www.ninaheick.de

Umschlaggestaltung: © Copyright by Nina Heick

Lektorat: Karina Schmidt

Veröffentlichung als eBook über den Verlag:
neobooks.com
Neopubli GmbH
Köpenicker Str. 154a
10997 Berlin

eBook ISBN: 978-3-7502-2614-2

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Buches darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung der Autorin kopiert werden. Verantwortlich für den Inhalt ist Nina Heick. Die im Buch enthaltenen Gedichte, Statements und Zitate sind bis auf wenige Zeilen von genannten Schriftstellern und Musikern ebenfalls von Nina Heick verfasst worden.

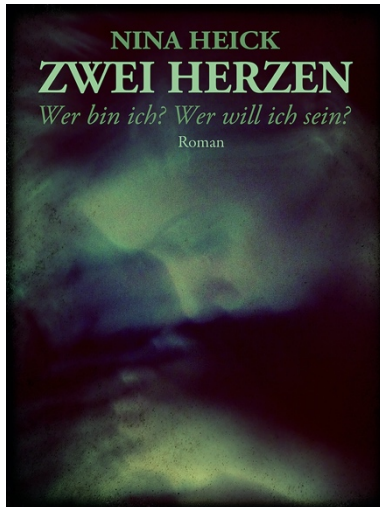
Zur erleichterten Lesbarkeit wurde im Text die männliche Genderform gewählt, nichtsdestotrotz beziehen sich die Angaben auf *beide* Geschlechter.

Abruckgenehmigungen:

Textauszug aus: Hermann Hesse, Demian, in: ders., Sämtliche Werke in 20 Bänden. Herausgegeben von Volker Michels, Band 3: Roßhalde, Knulp, Demian, Siddhartha. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

Zitat aus: The Bell Jar by Sylvia Plath © Faber & Faber Limited, London

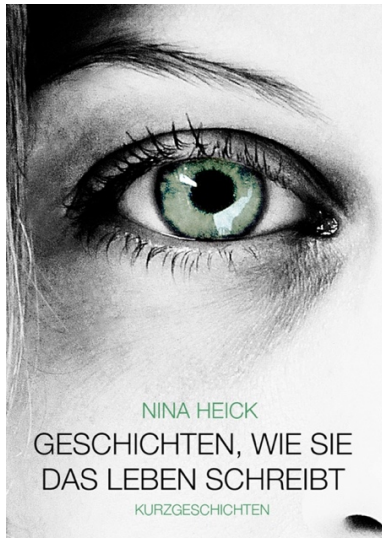
Buchvorschau



„ZWEI HERZEN“ beschreibt die innere Zerrissenheit zwischen den Höhen und Tiefen des Lebens einer jungen Frau, die sich mit sich selbst und ihrer komplizierten Vergangenheit auseinandersetzt, um in der Gegenwart klarzukommen. Im Kampf gegen die Depression und Essstörung versucht sie, die Schatten ihrer Kindheit zu verarbeiten und sich den Fragen „*Wer bin ich?*“ und „*Wer will ich sein?*“ zu stellen. Die Suche nach der verlorenen Zeit, in der es an Familienzusammenhalt, Liebe und Anerkennung fehlte, beginnt.

eBook ISBN: 978-3-7380-3202-4

Buchvorschau



Das Buch „Geschichten, wie sie das Leben schreibt“ ist eine Sammlung aus fünf- und zwanzig Kurzgeschichten in drei Kapiteln: „Über die Liebe“, „Schicksalsschläge“ und „Sich selbst anerkennen lernen“. Diese sind in Unterkapitel zum jeweiligen Thema unterteilt. Sie handeln von glücklichen sowie unglücklichen Liebesbeziehungen und Affären, von Herz und Verstand, vom Leben mit Höhen und Tiefen, von Hoffnung, Kampf und Verarbeitung. Authentisch, menschlich, gefühlvoll, ehrlich, zum Nachdenken anregend. Eine Mischung aus Romantik, Drama, Krimi und Komödie.

eBook ISBN: 978-3-7380-3203-1